Leben und Thaten

des

berühmten Ritters Schnapphahnski.

Bei **Hoffmann & Campe** in Hamburg ist erschienen:

		Thlr.	Sgr.
Aston, L.,	aus dem Leben einer Frau	—	22½
Bernays, Isaak,	Schief-Lewinche mit seiner Kalle, oder Polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman	1	15
Daumer, G. F.,	Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte	1	15
— —	Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
Glaßbrenner, A.,	April. Ein Gedicht	—	10
Gutkow, Dr. K.,	Briefe eines Narren an eine Närrin.	1	20
— —	Novellen. 2 Thle.	3	—
— —	Seraphine. Roman	1	20
Heine, H.,	Buch der Lieder. 7. Aufl.	1	15
— —	Neue Gedichte. 2. Aufl.	1	15
— —	Reisebilder. 4 Thle.	7	—
— —	Der Salon. 4 Thle.	6	20
— —	über den Denunzianten	—	7½
— —	über den Adel	—	15
— —	über Ludwig Börne	1	—
— —	romantische Schule	2	—
— —	französische Zustände	2	—
— —	Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	1	—
— —	Deutschland. Ein Wintermährchen.	1	—
Jerrmann, E.,	die Jüdin von Toledo. Novelle	1	10
Lewald, Aug.,	Album aus Paris. 2 Thle.	2	20
— —	Gorgona. Bilder aus dem Mittelalter. 2 Thle.	2	—
— —	Graf Lowzinsky. Polnische Novelle.	—	22½
— —	Novellen. 3 Thle	4	15
— —	Prziebacki, der russische Polizeifrion	1	15
— —	Schattirungen. 2 Thle	2	20
— —	Warschau. Ein Zeitbild	—	20
Immermann, K.,	das Trauerspiel in Tyrol	—	25
— —	Julifäntchen	—	25
— —	Kaiser Friedrich II.	1	—
— —	Verkleidungen	—	25
— —	Memorabilien. 3 Bde.	3	10
Lied von der constituirenden Versammlung in Hamburg		—	6
Oettinger, E. M.,	Panaché. 2 Thle.	2	20
— —	der confiscirte Eulenspiegel. 2 Thle.	3	—
— —	Eau de mille fleurs. 2 Thle	2	20
Schiff, H.,	Glück und Geld. Novelle	1	—
— —	Gevatter Tod. 2 Thle.	3	—

Leben und Thaten

des

berühmten Ritters

Schnapphahnski.

Von

Georg Weerth.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1849.

II
15 368

Druck von H. G. Voigt.

Inhalt.

	Seite
Vorſpiel	3
I. Schleſien	15
II. Terrau	25
III. Berlin	36
IV. Die Diamanten	46
V. Spanien	57
VI. Brüſſel	72
VII. Herzog C.	81
VIII. München	100
IX. Wien	109
X. Die Huldigung	117
XI. Die Nordſee	126
XII. Die Herzogin	139
XIII. Der Profeſſor	154
XIV. Der Graf	166
XV. Der Baron	177

Seite.

XVI. Der Baron und der Ritter 183

XVII. Der Ritter und die Herzogin 191

XVIII. Das Resultat 199

XIX. Die Römerfahrt 209

XX. Die Politik 219

XXI. Das Demfeft 230

XXII. Der Gurzenich 239

Nachspiel 273

Leben und Thaten

des

berühmten Ritters Schnapphahnski.

Vorſpiel.

Als der Verfaſſer des Lebens und der Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski die erſten Arabesken ſeiner wundervollen, affen- und abenteuerlichen Geſchichte ſchrieb, da fiel es ihm im Traume nicht ein, daß zur Belohnung für all' die herrlichen Erzeugniſſe ſeines unſterblichen Geiſtes, einſt ein Gerichtsvollzieher bei ihm erſcheinen werde, um ihn mit würdiger Miene, aber in ſehr nachdrücklichem Tone vor den Herrn Inſtruktions-Richter des Königlich-Preußiſchen Landgerichtes in Köln zu citiren.

Der Verfaſſer des Schnapphahnski hielt ſich bisher für einen der unſchuldigſten Menſchen unſres verderbten Jahrhunderts. Er hatte ſich oft darüber geärgert — denn nichts iſt langweiliger und uninte-

reſſanter als die Unſchuld. Als er aber den Gerichtsvollzieher ſah und den Erſcheinungsbefehl, in dem es klar und deutlich zu leſen war, daß er ſich binnen zwei Tagen in dem Verhörzimmer des Richters melden ſolle, widrigenfalls nach der ganzen Strenge der Geſetze gegen ihn verfahren werde — kurz, als er ſich davon überzeugte, daß man ihn für nichts mehr und nichts weniger als einen — Verbrecher halte: Da ſprang er empor mit dem Schrei des Entzückens, mit dem Jubel der Freude, ob der endlich verlorenen Unſchuld — er warf den Seſſel um, und den Tiſch und Alles was darauf ſtand, und wäre faſt dem Gerichtsvollzieher um den Hals gefallen, um ihn zu herzen und zu küſſen, und ein über das andere Mal frohlockte er: ich bin ein Verbrecher! ein Verbrecher! Verbrecher!

Die Freude des Verfaſſers hat ſich ſeitdem in etwas gelegt. Er erſchien nemlich wirklich vor Gericht und es wurde ihm plötzlich ſehr ſeltſam zu Muthe. Das heilige Gerichtsgebäude der fröhlichen Stadt Köln machte trotz alledem einen unangenehmen Eindruck auf ihn. Mit den zwei nach vorn gekrümmten Seitenflügeln, ſchien es ihn, wie mit zwei abſcheulichen Armen ergreifen und nicht wieder loslaſſen zu wollen. Und als nun gar rechts einige Erzengel der Gerechtigkeit mit langen Schleppſäbeln und gro-

ſten bäßlichen Schnurrbärten aufmarſchirten und linke Advokaten, Inſtruktionsrichter und Landgerichtsräthe — alles Leute, die am Abend, im Wirthshauſe, bei einer Flaſche Wein ganz manierlich ausſehen — in langen, wallenden Talaren, mit weißen Beffchen und altmodiſchen, höchſt ſchauerlichen Mützen vorbeiſpazierten: da regte ſich mit einem Male eine gewiſſe Stimme in der Seele des Angeklagten und ſprach: „Wehe dir, wenn du etwas Böſes gethan haſt; mit der heiligen Themis iſt nicht zu ſpaßen!“

Doch was ſoll ich meinen Leſern die Gemüthsbewegungen des unglücklich-glücklichen Verfaſſers noch weiter ſchildern —? Was geht meine Leſer der Verfaſſer an? — — wenden wir uns daher zu dem Prozeſſe ſelbſt.

Die Anklage lautet auf Verläumdung. Cervantes verläumdete den Don Quirote, Louvet verläumdete den Chevalier Faublas, ich ſoll den Ritter Schnapphahnski verläumdet haben. Das iſt ſchrecklich!

Hat man den Cervantes gehängt? Nein. Hat man den Louvet guilletinirt? Nein. Wird man mich köpfen? Wer weiß es? Es wäre Schade um mich. Es giebt nichts ſchlimmeres auf Erden, als wenn man den Kopf verliert.

Einſtweilen beſitze ich ihn noch und bin und her habe ich mich beſonnen, ob es wohl ſchon je ſo et-

was gegeben hat, was dem Prozesse Schnappbahnski ähnlich sah. Die heilige Justiz möge mir verzeihen, wenn ich ihr Unrecht thue — ich konnte noch nichts finden. Und nähmt ihr die Flügel der Morgenröthe und flögt bis zum äußersten Meere: ihr fändet noch keinen zweiten Prozeß Schnappbahnski.

Das Einzige, was ihm entfernt ähnlich sieht, finden wir aufgezeichnet in dem 11ten und 12ten Kapitel des 2ten Buches der „Erschrecklichen Heldenthaten und Ebentheuer Pantagrueli, der Dipsoden König, in sein ursprünglich Naturell wiederhergestellt durch Meister Alcofribas, der Quintessenz Abstraktor." Ich brauche meinen Lesern nicht zu bemerken, daß dieser Alcofribas, niemand anders ist als: Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doktoren.

Meister Franz schildert uns in dem erwähnten Kapitel seines unübertrefflichen Werkes, für das er ebenfalls weder gehängt, guillotinirt, noch geköpft wurde: den Prozeß Leckebock-Saugefist. Um meinen Lesern einen Vorschmack von dem möglicherweise zum wirklichen Ausbruch kommenden Prozeß Schnappbahnski zu geben, führe ich das Plädoyer jenes merkwürdigen Falles wörtlich an:

„Da sprach Pantagruel zu ihnen: Seid ihr es, die ihr den großen Streit mit einander habt? — Ja, gnädiger Herr — antworteten sie. — Und welcher

von euch iſt der Kläger. — Ich bin's, ſprach Herr von Leckebeck. — Nun, mein Freund, ſo erzählet uns alſo Punkt für Punkt euren Handel rein nach der Wahrheit: denn bei dem hohen Sakrament! wo ihr auch nur ein Wort dran lügt, hol' ich den Kopf euch von den Schultern, und will euch weiſen, daß man in Rechten und vor Gericht nur die lautere Wahrheit ſagen ſoll. Darum hütet euch alſo wohl, eurer Sache etwas zuzuſetzen oder davonzutun! Saget an.

Da begann denn Leckebeck wie folgt: Gnädigſter Herr, es iſt wohl wahr, daß eine brave Frau meines Hofes Eier zu Markte trug — bedeckt euch, Leckebeck, ſprach Pantagruel. — Großen Dank, Herr, ſagt' der Junker: doch weiter im Text: zwiſchen den beiden Wendezirkeln kam ſie ſechs Kreuzer zenithwärts und einen Sküber, in Betracht daß die Riphäiſchen Berg dies Jahr ſehr unfruchtbar an Gimpelſchwänzen geweſen waren, mittels eines Aufruhrs, der ſich zwiſchen den Kauderwelſchen und den Accuſirnern erhoben, wegen der Rebellion der Schweizer, die ſich auf Fünfzig an der Zahl zum Heereszug gen Neuennadel verſammelt hatten, im erſten Loch des Jahres, da man die Supp den Ochſen, und den Jungfrauen den Koblenſchlüſſel zum Haberſchmaus für die Hund verabreicht. Die ganze Nacht ward (Hand am Pot) nichts weiter geſchafft, als daß man Bullen expedirt

auf Posten zu Fuß und Knecht zu Roß, um alle Käse in Beschlag zu nehmen, denn die Schneider wollten ein Blaserohr aus den gestohlenen Flicken machen, den Ocean zu überdachen, der damals nach der Heubinder Meinung mit einem Krautgemüs schwanger ging. Aber die Physici meinten, 's wäre an seinem Wasser kein Zeichen zu sehen, so deutlich wie am Fuß des Trappen, Hellebarden mit Senf zu pappen, wofern nicht die Herren Oberrichter der Syphylis aus Be Moll verböten, hinter den Laubwürmern drein zu stoppeln, und also während des Gottesdienstes spazieren zu gehen. Ha, ihr Herren, Gott helf uns weiter nach seinem Rath, und wieder des Unglücks böse Tücke zerbrach ein Kärrner nasenstüblings seine Peitsche: denn das Gedächtniß verrauchet oft, wenn man die Hosen verkehrt anzeucht. — Hier sprach Pantagruel: Sacht, mein Freund, nur sacht! sprecht langsam, ereifert euch nicht, Ich versteh' den Rasus; fahret fort."

Und Leckebeck fuhr fort, noch eine halbe Stunde lang zu reden, in bisheriger Weise. Nachdem er sich aber aller seiner Weisheit entledigt hatte, setzte er sich und murmelte: „Demnach, Gestrenger, bitt ich schön, Euer Hoheit woll in dieser Sach erkennen und sprechen was Rechtens ist, nebst Kosten, Zinsen und Schadenersatz."

Da erhob ſich Herr von Saugeſiſt; er räuſperte ſich vier und ſechszig Mal und erwiderte: „Gnädigſter Herr, und ihr andern Herren, wenn die Bosheit der Menſchen ſo leicht nach kategoriſchem Urtheil erkannt würd', als man die Mücken im Milchnapf ſieht, ſo würd' das vier Ochſen-Land von den Ratzen nicht ſo zerfreſſen ſein als es iſt, und manche zu ſchimpflich geſtutzte Ohren würden annoch auf Erden ſein. Denn obſchon, was die Geſchichte des Facti und den Buchſtaben anbetrifft, des Gegners Bericht auf ein Härlein wahr iſt, ſo ſieht man doch gleichwohl, meine Herren, die Liſten, Schlich und die feinen Häklein, und ſieht wo der Hund begraben liegt. Ey, heilige Dam! man kann den Schnabel nicht mit Kuhmiſt beitzen, ohne ſich Winterſtiefel zu kaufen, und die Schaarwache kriegt ein Klyſtier-Decoct oder den Rackſtoff. Muß man deßhalb die hölzernen Bratſpieße ſchmeren? Doch der Menſch denkt und Gott lenkt, und wenn die Sonne hinunter iſt, ſitzt alles Vieh im kühlen Schatten. Anno Sechs und dreißig kaufte ich mir noch einen Fuchsſchwanz. Er ſtand fein hoch und kurz: die Welt' ſo ziemlich, aber gleichwohl hing der Notar ſein Cetera daran.

Ich bin kein Studierter, aber im Buttertopf, wo die vulkaniſchen Inſtrumente beſiegelt wurden, ging das Gerücht, der gepälkte Ochs der ſpürt den

Wein in stockfinsterer Mitternacht ohne Licht aus, und stäcke er auch zu unterst im Sack des Kohlenbrenners. Zwar ist an dem, daß die vier Ochsen, von denen die Rede ist, einigermaßen ein etwas kurzes Gedächtniß hatten, doch was die Murrner anbetrifft, so hätten sie auch bei der Hundshochzeit zum Garaus geblasen und der Notar hätte auf kabbalistisch seinen Rapport darüber erstattet, daß sechs Morgen Wiesenland keine drei Flaschen Dinte geben."

So sprach auch Saugefist noch eine lange Weile. Als er aber ebenfalls ausgeredet, erhob sich Pantagruel, rief alle Präsidenten, Räthe und Doctores zusammen, und sprach zu ihnen: Wohlan ihr Herren, ihr habt nun vivae voris oraculo den Handel gehört, davon die Red' ist; was dünkt euch dazu?

Und sie antworteten: Freilich haben wir's gehört, aber wir verstanden für'n Teufel auch nicht ein Wörtlein davon. Bitten Euch demnach una voce unterthänigst um die Gunst, daß Ihr nach Eurer Einsicht wollt das Urthel sprechen.

Da nahm Pantagruel das Wort und sprach: Auf Vernehmen, Anhörung und reifliches Erwägen des Streites der Herren von Leckebeck und Saugefist, erkennt das Gericht, daß in Betracht dessen und dessen und in Erwägung, daß die Glas-Molken auf nächsten Mai in Mitten August zahlbar sind, und die

Guttural-Beinschellen durch Heu verstopft werden müssen, jene zu leisten schuldig sind und Arrend wie vor, ohne Kosten, aus Ursach.“

Alse lautete die Fällung des Urtheils und beide Theile gingen zufrieden mit dem Bescheid von dannen, welches schier ein unglaublich Ding war: denn seit dem großen Regen hätt' man noch nicht erlebt und wird's auch schwerlich in dreizehn Jubeljahren erleben, daß zwo uneinige Parteien in einem Rechtsstreit ebenmäßig das Endurtheil gut heißen sollten.

Die übrigen anwesenden Räthe und Decteren aber saßen dort wohl noch an drei Stunden steif und starr in stummer Verzückung, außer sich für Staunen ob des Pantagruels übermenschlicher Weisheit, welche sie aus Entscheidung dieses so schweren und kitzlichen Handels klar erkannten. Und säßen noch allda, wenn man nicht Essig und Rosenwasser die Fülle gebracht hätte, zu Erweckung ihrer fünf Sinne und Lebensgeister, da denn Gott ewig Lob für sei. — “

So weit Alcofribas, der Quintessenz Abstrakter.

Vor dem Prozeß der Herren Leckebeck und Saugefist gab es keinen ähnlichen: und nach ihm gab es nur den des berühmten Ritters Schnapphahnski.

Erwarten wir von ihm das Möglichste. Oeffentlich werde ich an den meistbietenden Advokaten, die Ehre, mich zu vertheidigen, verkaufen lassen.

Unſterblich kann er ſich machen, durch meine Vertheidigung! Denn meinen Prozeß werde ich beſingen, in Jamben, in Daktylen, in Trochäen,

„In Spondeen und Molossen,
In antiken Versfüssen "

der Gegenwart zur Luſt, der Nachwelt zu unauslöſchlichem Gelächter.

Köln, December 1848.

Georg Weerth.

Leben und Thaten

des

berühmten Ritters Schnapphahnski.

I.

Schleſien.

Sage mir, Muſe, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher ſo weit geirrt, nachdem aus Berlin man verbannt ihn;
Vieler Menſchen Städte geſeh'n, und Sitte gelernt hat,
Auch bei Don Carlos ſo viel' unnennbare Leiden erduldet.

Gewiß! Vater Homer, der weißbärtige, griechiſche Barde würde nicht den edlen Odüſſeus, nein, er würde den edlen Ritter Schnapphahnski beſungen haben, wenn Vater Homer nicht zufällig in einer Zeit gelebt hätte, wo man weder Klavier ſpielte, noch Manilla-Cigarren rauchte, wo man weder an Berlin noch an Don Carlos dachte.

Homer iſt todt. Ich lebe. Das letztere freut mich am meiſten. Was Homer nicht thun konnte: ich thue es. Homer beſang den Odüſſeus, — ich verherrliche den Ritter Schnappshahnski.

Seltſame Vögel gab es auf Erden — von Adam an bis auf Heinrich Heine. Adam wurde im Paradieſe geboren und war ein Menſch; Heine ſah das Licht der Welt in Düſſeldorf und iſt ein Gott — nämlich ein Dichter.

Heine wohnt in Paris — dies wiſſen alle ſchönen Frauen. Viel artige poetiſche Kinder zeugte er. Sein jüngſter Sohn iſt aber ein Bär. Und dieſer Bär heißt Atta Troll. Nächſt dem großen und dem kleinen Bären dort oben am Himmel, iſt dieſer Atta Troll der berühmteſte Bär unſerer Zeit.

Meine Leſer müſſen mir nicht zürnen, daß ich von den Griechen plötzlich auf die Bären komme — die Hauptſache iſt aber, daß der Atta Troll in genauem Zuſammenhange mit dem Ritter Schnapphahnski ſteht. In zauberiſch-poetiſchen Nebel gehüllt, ſehen wir nämlich in Heine's klingendem Gedichte den Ritter Schnapphahnski zum erſten Male über die Bühne ſchreiten. Ein komiſches zweibeiniges Weſen; in eine Bärin verliebt, der Finanznoth blaſſe Wehmuth auf den Wangen, beraubt ſeiner Kriegskaſſe von zwei und zwanzig Silbergroſchen, und die Uhr zurückgelaſſen im Leihhauſe von Pampeluna!

Schattenhaft, wie ein Jäger der wilden Jagd, huſcht der edle Schnapphahnski an uns vorüber; wir möchten ihn feſthalten, einen Augenblick; wir möchten

ihm noch einmal in's Auge ſchau'n, ihn noch einmal vom Wirbel bis zur Zehe betrachten, den geiſterhaften, den intereſſanten Mann — aber fort iſt er, ehe wir's uns verſehen, und erſtaunt fragen wir uns: wer iſt dieſer Schnapphahnski?

Lieber Leſer ſei nicht unbeſcheiden! „Zwar Alles weiß ich nicht, doch Viel iſt mir bewußt!“ Höre zu, was ich Dir von Schnapphahnski erzählen werde; es iſt Zeit, daß der edle Ritter aus ſeinem zauberiſch-poetiſchen Nimbus heraustritt; an den Zipfeln ſeines Frackrocks zerre ich ihn vor das große Publikum.

Wie ſchlafende Rieſen liegen hinter uns die verrauſchten Jahrhunderte, todt und ſtumm. Aber alte Hiſtoriker, bücherbeſtaubt und grün bebrillt, und naſeweiſe Poeten prickeln und ſtacheln ſie bisweilen mit ihren ſpitzigen Federn, und dann fahren ſie empor, ſie heben ihre Köpfe, ſie öffnen den Mund, und halb im Traume erzählen ſie uns brockenweis ihre klugen und ihre thörichten Geſchichten, — wie es gerade kommt, und bleiſchwer ſinken ſie wieder zuſammen.

Glücklicherweiſe habe ich es nicht mit den ſchlafenden Rieſen der Jahrhunderte zu thun. Es handelt ſich nur um die Vergangenheit des Ritters Schnapphahnski, und liebloß werde ich ſie mit meiner Feder

emporſtacheln, damit die Welt doch endlich ſieht, was ſie an ihrem Ritter hat, damit unſer Schnappphabnski doch endlich zur rechten Anerkennung gelangt.

Das Daſein Schnappphabnski's gleicht einer bunten Arabeske. Manchmal wird es Euch an die Avantüren des Chevalier Faublas erinnern; bald an eine Epiſode aus der Geſchichte des Ritters von der Mancha, bald an die Glanzmomente eines Bosco'ſchen Taſchenſpielerlebens.

Zärtlicher, verliebter Schäfer, raſender Raufbold, Spieler, Diplomat, Soldat, Autor — Alles iſt dieſer Schnappphabnski – ein liebenswürdig frecher Geſell. — Doch zur Sache!

Schnappphabnski iſt von Geburt ein Waſſerpolacke. Ich bitte meine Leſer nicht zu lachen. Schnappphabnski iſt ein wunderſchöner Mann, den manches allerliebſte Frauenzimmerchen recht gern in den kohlſchwarzen Bart hineinküſſen würde. Der Ritter iſt nicht groß, aber er iſt hübſch und kräftig gebaut. Ein kleiner, ſchmaler Fuß, ein rundes Bein, eine gewölbte Bruſt, ein ſtolzer Kopf mit ſchwarzem Knebel- und Schnurrbart, flink und gewandt: das iſt der Ritter Schnappphabnski. Ein Mann wie gedrechſelt, mit funkelnden Augen, höhniſchen Lippen und ariſtokratiſch weißen Händen.

Im Monat Mai ſeines Lebens war der junge ſchöne Waſſerpolacke Freiwilliger in dem 1. (braunen) Huſarenregimente, deſſen Stamm in O. in Schleſien ſtand.

Das lautet wieder ganz proſaiſch. Aber man denke ſich den jungen Fant, deſſen Fuß nur auf den Teppich oder in den ſilbernen Bügel trat, in knapper Uniform, die Reitpeitſche in der Hand, den erſten dunklen Flaum des Bartes auf den zarten Wangen, die Gewandheit eines jungen Katers in jeder Bewegung, und die Lüſternheit blitzend aus beiden Augen — und man wird geſtehen müſſen, daß es eben kein Wunder war, wenn er einen gewiſſen Eindruck auf die ſchöne Gräfin S. machte.

Die ſchöne Gräfin S. verliebte ſich in den braunen Huſaren. Weshalb ſollte ſie nicht? Wär' ich die Gräfin S., ich hätte es auch getan. Der jugendliche Freiwillige war gar zu reizend. Schon damals zeigte ſich bei ihm die Gabe der Rede, jenes Talent, was ihm ſpäter von ſo unendlichem Nutzen war, mit dem er ſo manchen ſtillen Landtagsabgeordneten in haarſträubendes Erſtaunen ſetzte. Die Worte floſſen ihm ſo glatt von den Lippen, und eine jede Phraſe begleitete er ſo ausdrucksvoll mit der ſchneeweißen Hand, daß die arme Gräfin zuletzt nicht mehr widerſtehen konnte und ſich ihrem Huſaren auf

Gnade und Ungnade ergab. Glücklicher Ritter! Er durfte seinen jungen Schnurrbart auf die kußlichsten Lippen ganz Schlesiens drücken. Kaum der Schule entlaufen und schon ein Alexander, der eine Welt, ein Herz, eroberte!

So weit war Alles gut. Daß Schnapphahnski ein gräfliches Herz stahl: Niemand wird ihm das verdenken; und daß er seine Gräfin küßte: nun, das war seine verfluchte Schuldigkeit. Denn der Mensch soll küssen! In flammender Frakturschrift steht dies geschrieben in den rosigen Abend- und Morgenwolken. Der Mensch soll küssen! In kleiner Schrift stehet es geschrieben auf dem Blatt jeder Rose, jeder Lilie.

Schnapphahnski küßte und er gehorchte dem Gesetz, das mehr als die Frakturschrift der brennenden Wolken und mehr als die kleine Schrift der Lilien und der Rosen die Lippen einer Gräfin verkündigten, einer liebenswürdigen schlesischen Gräfin.

Wie gesagt, bis zu diesem Augenblicke konnte man Schnapphahnski nicht den geringsten Vorwurf machen: er liebte und er ward geliebt, er küßte und er wurde geküßt.

Der edle Ritter war aber nicht zufrieden mit dem Schicksal gewöhnlicher Sterblicher; abenteuerlich zuckte es in seinen Knochen; er überredete die Gräfin

zur Flucht, er entführte ſie. — Der Ritter ſtand alſo in der dritten Phraſe ſeines Unternehmens. Zuerſt geliebt, dann geküßt und nun entführt. — Alle Ehemänner werden ihn des letztern wegen ernſtlich tadeln; ſo etwas iſt unhöflich — ein Weib entführen: das iſt nicht recht — einen armen Ehemann mit ſeinen Hörnern und mit ſeinem Gram allein zurückzulaſſen, das iſt hartherzig und unpolitiſch; namentlich unpolitiſch, denn wollte man jede Helena entführen, wie viele Städte würden da nicht das Schickſal Trojas theilen? welches Elend würde über die Welt kommen? Paris, Wien und Berlin würden in Rauch und Flammen untergehn — aller Spaß hörte auf, mit den Nationalverſammlungen hätte es ein Ende und mancher edle Ritter Schnappphahnski würde vergebens ſeine Beredſamkeit an den Mann zu bringen ſuchen.

Aber unſer brauner Huſar mit den prallen jugendlichen Schenkeln und den lüſternen Augen, dachte weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft, als er die ſchleſiſche Helena lächelnd hinauf in den Wagen hob, um eiligſt das Weite zu ſuchen.

Weshalb ſollte er auch an die Zukunft denken? War die Gegenwart nicht ſchön genug? Ach, ſo herrlich fuhr es ſich an der Seite des himmliſchen Weibes. Die Vögel ſangen, die Blumen ſchauten verwundert zu den Liebenden empor und die Roſſe

trabten hinweg ventre-à-terre und ihre Mähnen flatterten im Winde.

Die Küſſe, die man in ſolchen Augenblicken küßt, müſſen nicht mit Millionen zu bezahlen ſein. Glücklicher Schnapphahnski! Während er die Luft des Daſeins ſchmeckte, lief dem gepreßten Ehemanne gewiß bei jedem Kuſſe, ohne daß er wußte weshalb, ein eiſiges Fröſteln über den Nacken.

Wo war doch dieſer Ehemann? Es iſt wirklich merkwürdig, die Ehemänner ſind tauſendmal zu Hauſe, wenn es ſich um eine wahre Lumperei handelt, aber der Teufel weiß wie es kommt, daß ſie ſtets abweſend ſind, wenn es ſich um ihre Friſur dreht.

Wer weiß was aus der Friſur des Grafen S. geworden wäre, wenn nicht der Kutſcher der Liebenden, ein treſſengeſchmückter Kerl, mit gewichſtem Schnurrbart und ſchrägſitzendem Hute plötzlich die Zügel der Roſſe feſt angezogen, und vom Bock hinunter und an den Wagenſchlag ſpringend, dem ſchönen Paris, dem braunen freiwilligen Huſaren Schnapphahnski mitgetheilt hätte, daß ganz gegen die Fabel, der ehrenwerthe Ehemann, der Herr Menelaos, der Graf S. ſo eben im Begriff ſei, ihnen auf's gemächlichſte entgegen zu reiten.

Man kann ſich die Stimmung Schnapphahnski's denken; er begriff nicht, wie die unſterblichen Götter

ſo unverſchämt ſein konnten, dem luſtigſten Huſaren ganz Schleſiens auf ſo erbärmliche Weiſe in den Weg zu treten. Aber in den gefährlichſten Momenten zeigt ſich die Bravour eines ſinnreichen Junkers am eklatanteſten.

„Gräfin“ — ſprach er zu der zitternden Helena — „ich werde dich ewig im Herzen tragen. Aber ſo wahr ich Schnapphahnski heiße und vom reinſten preußiſchen Adel bin: höhere Rückſichten gebieten mir, in dieſem Augenblicke auf dich zu verzichten, damit nicht aus deinem Raube ein zweiter trojaniſcher Krieg entſpringe, ſtädteverwüſtend und hinraffend der Edlen viel aus der preußiſchen Heerſchaar. Steige daher hinab auf die Landſtraße, wo dich ein zärtlicher Gatte mit den liebenden Armen umfangen wird um dich zurückzuführen gen O. in Schleſien, wo das 4. Regiment der braunen Huſaren ſteht, ein Regiment, dem ich auf ewig Lebewohl ſage.“

Schnapphahnski ſchwieg und ſein Herz klopfte wilder — der Herr Menelaos kam immer näher. Mochte die Thräne von den Wimpern der ſchönſten aller Frauen rieſeln — galant bot ihr der kühne Ritter den ſchützenden Arm und hob ſie hinab.

Schnapphahnski ſelbſt kehrte aber zurück in die

harrende Karesse; der Kutscher strich seinen Bart und:

„Treibend schwang er die Geißel und rasch hin trabten die Rosse"

und Schnapphahnski ward nicht mehr gesehen.

Was sagen meine Leser zu dieser Geschichte? Ist sie nicht werth von einem preußischen Homer besungen zu werden?

Der Raub der Helena unterscheidet sich von dem Raub der Gräfin S. nur durch die Pointe. Der erstere endete damit, daß Troja in Flammen aufging, der andere fand darin seinen Schluß, daß der Graf S., indem er seine Gemahlin nach Hause zurückführte, den jungen Schnapphahnski den — Stöcken seiner Lakaien empfahl.

Armer Schnapphahnski — Rächenden Gespenstern gleich stehen hinfort die Bedienten des Grafen S. vor der Seele des irrenden Ritters. In der Stille des Gemaches, in dem Lärm der Gassen hat er keine Rast und keine Ruh. — O, die Bedienten des Grafen S.! O, die verfluchten Lakaien aus O.! Die Jahre sind geschwunden und glücklich würde Schnapphahnski sein — sitzt er nicht endlich mit den Männern des Jahrhunderts auf ein und derselben Bank? lauscht nicht ein ganzes Volk seinen tönenden Worten? Aber ach, will er sich seines Schicksals freuen, da zuckt er, da schrickt er zusammen,

denn ſieh, durch das Wogen der Verſammlung, über die Köpfe ſeiner Bewundrer ſchaut es plötzlich wie ein Geſicht aus O., wie ein Bedienter des Grafen S. — und tief verhüllt der edle Ritter ſein erbleichendes Antlitz.

II.

Troppau.

Zu den Eigenſchaften eines Ritters ohne Furcht und Tadel gehört nicht nur ein kleiner Fuß, eine weiße Hand, ein kohlſchwarzer Schnurrbart, ein herausforderndes Profil, eine halbe Million, ein Dutzend Liebſchaften — nein, auch ein Duell.

Ein glücklich überſtandenes Duell verleiht dem Menſchen einen eigenthümlichen Reiz. Ich rathe einem Jeden, ſich wenigſtens ein Mal in ſeinem Leben auf 14 Schritt mit Piſtolen zu ſchießen. Das

iſt eine herrliche Sache. Die Frauen werden ihm artiger, und die Männer werden ihm höflicher entgegenkommen. Man weiß, er hat ſeine Sporen verdient, er hat den Kugeln getrotzt, er hat ſich als Mann gezeigt — kann man den Frauen ein größeres Vergnügen machen, als wenn man ihnen beweiſt, daß man ein Mann iſt?

So auch dachte der Ritter Schnapphahnski, als er nach ſeinem unſterblich ſchönen Abenteuer mit der Gräfin S. wohlweißlich den Weg zwiſchen die Beine nahm und ſich auf eine unglaublich ſchnelle Weiſe aus dem Staube machte. Halte Gott vor Augen und im Herzen! heißt es in der Bibel. Halte die Lakaien des Grafen S. vor Augen und im Herzen! ſummte es in die Ohren Schnapphahnski's. Er ſah ein, daß ihm in Schleſien weder Roſen noch Lorbeeren, ſondern nur Haſel- und Heinebüchenſtöcke ſprießen würden, daß er in der Gegend von O. nie auf einen grünen Zweig kommen, ſondern daß die grünen Zweige, oder vielmehr die grünen Prügel nur auf ihn herunter kommen würden, und er zweifelte aus dieſem Grunde daran, daß er es länger als Freiwilliger des 4. (braunen) Huſarenregimentes in O. aushalten könne, und mit einem Worte, der edle Ritter entfernte ſich, Schnapphahnski nahm reißaus.

Ach! noch ſo jung und doch ſchon ſo unglücklich! Der edle Ritter hätte über ſich ſelbſt weinen mögen. Aber was war gegen das häßlich-unerbittliche Schickſal zu machen? Der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden kann das Geſchehene nicht ungeſchehen machen; ſelbſt der Kaiſer Nicolaus iſt ohnmächtig in dieſem Punkte . . . Schnapphahnski begriff, daß er die ſchöne Gräfin S. keck entführt und daß er ſie feige verlaſſen hatte. Die Schande ſtand über ſeinem Leben ſo offenbar, wie die Sonne leuchtend über der Welt ſteht, und es handelte ſich nur noch darum, wie man dieſe Sonne der Schmach am Beſten in den undurchdringlichſten blauen Dunſt der Lüge verſtecken könnte.

Ein Mann wie Schnapphahnski, wenn er eine Flaſche Champagner getrunken, drei Cigarren geraucht, und ſich ſechs Mal verliebt im Spiegel angeſehen hat, iſt nie um eine erbauliche glaubhafte Lüge verlegen.

Der edle Ritter war keineswegs ein ſolcher Narr, daß er ſchon von vorn herein an ſeinem erfinderiſchen Haupte verzweifelte. Bin ich nicht Schnapphahnski, ein Mann wie ein Engel? rief er, den jugendlichen Schnurrbart ſtreichend, und das ganze Firmament meſſend, mit den flammenden Blicken. Unſer Ritter hatte recht. Gewandt und hübſch machte

er aus dem Abenteuer mit der Gräfin S. die schönste Duellgeschichte, eine Geschichte, so verwickelt, so verteufelt verzwickt, daß zuletzt Niemand mehr daraus klug wurde — die Lakeien des Grafen S. ausgenommen. — Die überstandene Gefahr eines erlogenen aber nichtsdestoweniger frech ausposaunten Duells sollte die nackte Schmach eines feigen Entrinnens in etwa verhüllen. Die Welt sollte glauben, daß der edle Ritter unglücklich geliebt und daß er sich furchtbar geschossen habe — mit einem Worte, Schnappbahnski that Alles, was ein ehrlicher Mann thun kann, um aus einer schlechten Sache eine brillante Historie zu machen, und keck stürzte er sich wieder in den Strudel der vornehmen Welt — natürlich eben nicht in der Nähe der Lakaien des Grafen S.

Mit ihrem Erfinder reiste auch die Fabel in die Welt hinein, und wie sie von Mund zu Munde ging, da nahm sie natürlich auch an Abenteuerlichkeit zu, so daß unser Schnappbahnski nach kaum einem Vierteljahre schon weit und breit als einer der wüthendsten Raufbolde, als einer der schrecklichsten Duellanten seiner Zeit bekannt war.

Unser Ritter war glücklich; aber ach, er hatte vergessen, daß es nichts gefährlicheres auf Erden giebt, als Ruhm. Unberühmte Leute können die besten Gedichte machen, die schlechtesten Prozesse ge-

winnen, und die ausgezeichnetſten Reden halten: man verzeiht ihnen das Alles; aber wehe dir, wenn du ein bekanntes Haupt biſt, da paßt man dir auf die Finger, und du magſt dich dreben und wenden wie du willſt, es ſitzt dir irgend ein Teufelskind im Nacken, und erinnert dich daran, daß du ein ſehr ſterblicher und vergänglicher Mann biſt.

Der edle Ritter Schnapphahnski fand ſein Teufelskind, den Kobold ſeines Lebens in einem gewiſſen Grafen, in einem Manne, der Zeit ſeines Lebens die Menſchen lieber lebendig als todt fraß, lieber mit Haut und Haar, als geſtoofst oder abgekocht, lieber roh und ohne alle Zuthat, als mit Eſſig, Oel, Pfeffer, Salz und Moſtert. Graf G. iſt wo möglich noch einer der kühnſten und ehrlichſten Degen die der preußiſche Adel aufzuweiſen hat; ein Mann, der auf ſeinem Roß die ſteilſte Treppe hinangaloppirt, der ſi Piſtole ſo ſicher ſchießt, wie der alte Lederſtrumpf ſeine lange Flinte, und der den Säbel mit einer ſolchen Gewiſſenhaftigkeit zu führen weiß, daß ich ihn, nämlich den Herrn Grafen G. hierdurch aufs Höflichſte gebeten haben will, mir doch ſtets drei Schritte vom Leibe zu bleiben, ſintemalen ich nicht die geringſte Luſt verſpüre, ihm zu fernerer Erprobung ſeines ſchauerlichen Handwerks an meinem Leibe Gelegenheit zu geben.

Graf G. hörte von den Thaten Schnapphahnski's und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ihn ſofort die Eiferſucht ſtachelte, um aus der Haut zu fahren, um verrückt zu werden. Ueberall wo er ging und ſtand, immer Schnapphahnski und ewig Schnapphahnski! Graf G. gerieth zuletzt in ein wahres Delirium, in einen St. Veitstanz, wenn man ihn nur im entfernteſten an unſern Ritter erinnerte; ſeine Hengſte ſpornte er blutig, er prügelte Hunde und Bedienten und Alles nur wegen des verfluchten Schnapphahnski.

Am aller Begreiflichſten iſt es indeß, daß Graf G. zuletzt keinen andern Wunſch mehr auf Erden kannte, als unſerm Ritter einmal auf den Zahn zu fühlen.

Leider wollte ſich hierzu aber nie eine Gelegenheit finden. Schnapphahnski war der liebenswürdigſte Menſch von der Welt, bethörend bei den Weibern und ſchlau bei den Männern. Er war allmählig zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Leben koſtſpielig iſt, ſehr koſtenſpielig. Trotz aller äußern Bravour glaubte er in der Tiefe ſeiner Seele an den 10. Vers des neunzigſten Pſalms, wo da geſchrieben ſteht, daß unſer Leben ſiebenzig Jahre währt und wenn's hoch kommt, achtzig und daß es köſtlich geweſen iſt, wenn es Mühe und Arbeit geweſen und daß es ſchnell dahin fährt, als flögen wir davon.

Dachte er aber gar an den Grafen G., ſo ging es ihm nicht anders wie mir: er hätte ſich lieber mit dem Pferdefuß des Satans herumgeſchlagen, als mit der Klinge jenes fürchterlichſten aller modernen Menſchenfreſſer.

Aber was hilft es, wenn die Unſterblichen nun einmal beſchloſſen haben, daß einem das Schickſal ein Bein ſtellen ſoll?

Schnappbahnski hatte eines Abends die Unvorſichtigkeit begangen, ſeinem treueſten Freunde unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit mitzutheilen, daß die Schweſter des Grafen G. — meine Leſer müſſen entſchuldigen, wenn ich ihnen eine der galanteſten Lügen neuerer Zeit nicht zu wiederholen wage — genug unſer Ritter ließ ſich durch ſeine Phantaſie zu einer Mittheilung verleiten, die, eben weil ſie unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit geſchah, auch ſchon am nächſten Morgen von dem treueſten aller Freunde dem Grafen in ihrer ganzen Friſche wieder überbracht wurde.

Graf G. fluchte wie ein Chriſt und wie ein Preuße. Er nahm ſeinen Säbel von der Wand und er nahm ſeine Piſtolen — O, armer Schnappbahnski! Doch was ſoll ich weiter erzählen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Graf G. in der Wohnung

unſeres Ritters eher den Vater Abraham hätte antreffen können, als den Herrn von Schnapphahnski.

Ja wahrhaftig, wie der edle Ritter einſt dem ehrenwerthen ſchleſiſchen Menelaos die Landſtraße geräumt und die liebenswürdigſte Frau überlaſſen hatte, ſo ließ er diesmal dem kriegeriſchen Grafen G. die Ueberzeugung zurück, daß ein Mann wie Schnapphahnski eine viel zu feine Naſe hat, um nicht das Pulver auf wenigſtens tauſend Schritt zu riechen — mit einem Worte: Menſen Ernſt hätte nicht ſchneller davon laufen können, als der berühmte Ritter Schnapphahnski.

Die böſe Welt erzählt von einer großen unerbittlichen Hetzjagd, die jetzt ihren Anfang nahm. Fabelhaft war die Wuth des Grafen G., aber noch unglaublicher war die Eile des Ritters Schnapphahnski. Wie die brennende Sonne den bleichen Mond verfolgt, ſo folgte der zornglühende Graf dem angſtblaſſen Ritter. Da war kein Hotel, kein Salon zwiſchen Dresden, Berlin und Wien, da war kein Ort in dem ganzen öſtlichen Deutſchland, der nicht unterſucht wurde, in dem man ſich nicht aufs Angelegentlichſte nach Sr. Hochgeboren dem Ritter Schnapphahnski erkundigte. Doch die Diſtanz wurde immer kleiner; immer näher rückte der Graf auf des Ritters Pelz — in Treppau in Oeſtreich ſtehen unſere

Helden endlich mit den krummen Säbeln in den Fäuſten einander gegenüber.

Der edle Ritter kann ſeinem Schickſal nicht mehr entrinnen. Graf G. verſteht keinen Spaß. Der Kampf beginnt. Seit Sir John Falſtaff auf der Ebene von Shrewsbury mit dem Schotten Douglas aneinander war, gab es kein ſo fameſes Treffen mehr auf der Welt als das unſerer Helden in Treppau.

„So fiel ich aus und ſo führt' ich meine Klinge!“ hatte der edle Ritter manchmal renommirt, wenn er den Damen ſeine Abenteuer ſchilderte. Jetzt war die Stunde gekommen, wo er das in der That und in der Wahrheit durchmachen ſollte, was er früher ſo oft im Geiſt und in der Lüge erlebte.

Schnappahnski empfahl ſich dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, er ſetzte den einen Fuß vor, er erhob den Säbel und die Paukerei ging los. Graf G. ſchlug drein wie der leibhaftige Teufel. So ein Eiſenfreſſer hat kein Mitleid — armer Schnappahnski! Der edle Ritter fühlt, daß er es mit dem Bruder einer ſchönen Schweſter zu thun hat, aber er wehrt ſich ſo gut er kann. Da fehlt er zum erſten Male und die Klinge ſeines Gegners fährt ihm über den Leib, ſo nachdrücklich, ſo impertinent unhöflich, daß Graf G. nicht anders meint, als

daß der Ritter ins Gras beißen, und das Zeitliche segnen müßte. Schnapphahnski denkt aber nicht daran; ein leises Fröſteln rieſelt ihm über den Nacken, er ſchüttelt ſich und wiederum ſteht er da, in der alten Parade: „So fiel ich aus und ſo führt' ich meine Klinge!“

Graf G. macht da den zweiten Ausfall; abermals klirren die Säbel und zum zweiten Male beſieht unſer Schnapphahnski einen Schmiß, der dem beſten Chorburſchen Heulen und Zähnklappen verurſacht haben würde, vor dem unſer Ritter aber nur leiſe ſtutzt und momentan zurückweicht, um ſich ſofort wieder zu ſammeln und ſeine frühere Stellung einzunehmen. Graf G. iſt über das zähe Leben ſeines Feindes nicht wenig erſtaunt; er kennt doch die Force ſeines Säbels, er weiß, was in frühern Jahren ſeinen Hieben zu folgen pflegte und ſchäumend vor Wuth, daß ſeine beſten Schläge ohne Erfolg bleiben, ſtürzt er zum dritten Male in den Kampf und wiederum raſſeln die Klingen, daß die Lüfte ſchwirren, daß allen beiden Kämpfern Hören und Sehen vergeht.

Da trifft der Säbel des Grafen zum letzten Male und Schnapphahnski taumelt todtenbleich zu Boden — o armer Mann! Die Klinge hat den Kopf nicht berührt, ſie machte eine Reiſe über Schulter und Bruſt — die Kleider hängen in Fetzen herunter

— o unglückſeliger Ritter! Fallen in der Blüthe der Jugend, ein Mann ſo ſchön und ſo glücklich — es iſt hart! Da kniet der Graf an ſeinem Opfer nieder und reißt die Kleider ſeines Gegners auf; er erwartet nicht anders, als eine klaffende Wunde von ein bis zwei Zoll, es wundert ihn, daß nicht das Blut ſchon hervorſpritzt. Da iſt er mit dem Losknöpfen des Rockes fertig, zu ſeinem Entſetzen zieht er — ein naſſes ſeidnes Sacktuch aus dem Buſen ſeines Feindes. Er weiß nicht, was dies bedeuten ſoll; noch immer kein Blut; er greift abermals zu — ein zweiter Foulard! Zum dritten Male unterſucht er — ein drittes Sacktuch! und ſo: ein, zwei, drei, ſechs, acht zieht der erſtaunte Graf, einen naſſen Lappen nach dem andern vom Körper des Ritters, bis zuletzt unſer guter Schnappbahnski ſeiner Hülle baar, als ein vollkommen unverletzter, höchſt liebenswürdiger junger Mann am Boden liegt. — O Reineke, Reineke! O berühmter Ritter Schnappbahnski! Du hatteſt Dein zweites Abenteuer überſtanden. Zuerſt die Gräfin S. und dann der Graf G. O denke an die Lakaien zu O. in Schleſien, o denke an das Duell von Troppau!

Man erzählt, Graf G. ſei unwillig aufgeſprungen; er habe ausgeſpuckt, ſich auf ſein Pferd geworfen und das Weite geſucht. Schnappbahnski gewann

nach einiger Zeit die Beſinnung wieder; er ſammelte die umherliegenden Tücher und ſteckte ſie vorſichtig in die Taſchen. Sein Bedienter brachte ihn, leiblich ſehr erſchöpft aber geiſtig ungemein heiter in die nächſte Herberge.

III.

Berlin.

Nach dem Abenteuer in Troppau treffen wir Hrn. v. Schnapphahnski zunächſt in Berlin. Eine intereſſante Bläſſe lagert auf ſeinem Geſichte und es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſchöne ſchwarze Bart des Ritters dadurch nur um ſo vortheilhafter an's Licht tritt. In Schleſien war unſer Ritter ein verliebter Huſar, in Troppau erſcheint er als renommirender Duellant — in Berlin iſt er Flaneur.

„Salamanca's Damen glühen
Wenn er durch die Straßen ſchreitet:
Sporenklirrend, ſchnurrbartkräuſelnd
Und von Hunden ſtets begleitet."

Giebt es etwas ſchöneres, als flaniren? Der Hauptreiz des ſüßen Nichtsthuns beſteht übrigens nicht darin, daß man überhaupt ſporenklingend und ſchnurrbartkräuſelnd durch die Straßen ſchreitet, ſondern daß man gerade dann flanirt, wenn alle andern Leute wie die lieben Zugſtiere arbeiten müſſen.

Ich bin feſt davon überzeugt, ein weſtindiſcher Pflanzer fühlt ſich nicht nur deswegen ſo wohl in ſeiner Haut, weil er jedes Jahr an ſeinen Plantagen dieſe oder jene Summe preſtirt, nein, ſondern nur aus dem Grunde ſcheint ihm das Leben um ſo wenniger, weil er eben dann recht wohlgefällig ſeine Havanna-Cigarren rauchen kann, wenn um ihn her die ſchwarzen Afrikaner in der Gluth der Sonne und unter der Wucht der Arbeit zu vergehen meinen.

Hole der Teufel die Flaneure und die weſtindiſchen Pflanzer. Die Proletarier werden einſt die erſtern und die Sklaven die letzteren todt ſchlagen. Ja, thut es! es iſt mir ganz recht — aber nur einen verſchont mir: den Ritter Schnapphahnski!

Unſer Ritter gefiel ſich in Berlin ausnehmend. Nichts konnte natürlicher ſein. Berlin, die Stadt, wo ſich der Thee und das Weißbier den Rang ſtreitig machen, wo die ſchönſten Garde-Offiziere und die ſchönſten Frauen in ſchlanken Taillen wetteifern, und wo jeder Eckenſteher wenigſtens etwas Bildung beſitzt,

wenn auch nur für einen Silbergroſchen — Berlin war der Ort, wo unſer Ritter am erſten hoffen durfte, eine vermehrte und verbeſſerte Auflage ſeiner Blamagen erſcheinen zu ſehen.

Schnappbahnski war allmählig in der Liebe Gourmand geworden. Die ſüße, ſanfte Unſchuld hatte er ſatt. Er ſehnte ſich nach weiblichem Caviar — — ein Blauſtrumpf, eine Emanizipirte, eine Giftmiſcherin! — es war unſerm Ritter einerlei. Nur ſtarker Tabak, nur Furore!

Man begreift ſolche Gelüſte, wenn man bedenkt, daß der edle Ritter nach der letzten Affaire in Troppau wenigſtens für ein ganzes Jahr ſo blaſirt war, wie eine kranke Ente.

Der Zufall wollte es, daß die Augen Schnappbahnski's auf die göttliche Carletta fielen .... Er hatte gefunden, was er ſuchte. Nichts konnte erwünſchter ſein, als ein Roman mit einer geiſtreichen Schauſpielerin, und nun vor allen Dingen die Bekanntſchaft mit einer Carletta, die gerade damals in das Nachtgebet jedes Gardelieutenants eingeſchloſſen wurde, deren Beſitz nicht mit einer Million aufzuwiegen war! Schnappbahnski hatte nicht ſo unrecht.

Der Beſitz einer Schauſpielerin hat darin ſein pikantes, daß man in ihr eben das beſitzt, was allen Menſchen gehört. In einer Schauſpielerin umarme

ich gewiſſermaßen die Luſt und die Freude einer ganzen Stadt, eines ganzen Landes, eines ganzen Welttheils. Nichts iſt begreiflicher, als daß Herr Thiers eine Rachel liebt — —

Dieſelbe ſchneeweiße Hand, die nach dem Fallen des Vorhangs noch vor allen Blicken flimmert: ich darf ſie zu ſüßem Kuß an meine Lippen drücken; derſelbe kleine Fuß, der noch durch das Gedächtniß von tauſend Rivalen ſchreitet: ich darf ihn ruhig und ſiegesgewiß betrachten, wenn er gleich einem ſeligen Räthſel unter dem Saum des Kleides hervorſchaut oder vor der Gluth eines Kamines zu einſamen Scherzen ſeine lieblichen Formen zeigt. Eine Carlotta, eine Rachel, eine Donna Anna, oder eine Donna Maria unter vier Augen, iſt ein Triumph über die Jeunesse dorée von halb Europa.

Konnte es anders ſein, als daß unſer Lion Schnapphahnski ſofort den Entſchluß faßte, das Herz Carlottens zu erobern, koſte es was es wolle? Er machte ſich auf der Stelle an die Arbeit. Zur Belagerung eines Herzens gehört der gewohnte Kriegsapparat. Ein paar Tauſend Seufzer und einige Hundert Weh's und Ach's bringen gleich zitternden Truppen zuvörderſt auf den Gegenſtand der Blokade ein. Als Faſchinen, zum Ausfüllen hinderlicher Sümpfe und Gräben, bedient man ſich einiger Dutzend

Veilchen- und Roſenſträuße. Das Trompetenſignal des Angriffs beſteht aus einem Ständchen von Flöten und Fideln, dem man indeß noch eine Aufforderung zur Uebergabe in möglichſt gelungenen Stanzen und Sonnetten vorhergehen läßt. Sieht man, daß mit Güte nichts auszurichten iſt, ſo wirft man einige Brandraketen in Geſtalt der glühendſten, verzweifeltſten Blicke und läßt, je nachdem es iſt, auch das ſchwere Geſchütz der herzinnigſten Flüche und Verwünſchungen mitſpielen. Hat man den Angriff eine Zeit lang unerbittlich fortgeſetzt, ſo macht man einmal eine Pauſe und läßt durch einige Boten, die gleich krummen Fragezeichen um die Mauern der Geliebten ſchleichen, bei irgend einer alten Thür- oder Thorwächterin die Erkundigung einziehen, ob die hartnäckige Schöne nicht bald Miene mache, das Gewehr zu ſtrecken. Wird dies verneint, ſo beginnt man das Feuer wüthender als je zuvor. Man ſchwört bei allen Göttern, daß man ſich eher ſelbſtmorden, ja, daß man lieber wahnſinnig werden wolle, als von ſeinem Verlangen abſtehen, und man geberdet ſich auch ſofort wie ein betrunkener Täuberich und ruht nicht eher, als bis man Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt und ſich ruinirt hat an Witz, Leib und Beutel.

Schnapphahnski belagerte ſeine Carlotta mit einer wahrhaft heroiſchen Beſtändigkeit.

Aber ach, es war alles umſonſt. Der edle Ritter ſeufzte ſeine beſten Seufzer, er warf ſeine glühendſten Blicke, er erſchöpfte „ſeine ganze Kriegeskaſſe“ und doch ſah Carlotta noch immer von der Bühne hinab in das Parquet, wo ſtets an derſelben Stelle, rein aus Zufall, ein wahrer Adonis von einem Gardeoffizier ſtand und mit der lebendigen Künſtlerin das Kreuzfeuer der verliebteſten Blicke führte.

Da ſammelte der edle Ritter ſeine Gedanken um ſich, wie einen Kriegsrath und beſchloß, die Belagerung aufzuheben. Man glaube indeß ja nicht, daß Herr von Schnapphahnski ein ſolcher Narr geweſen wäre, um rein als Gepreßter von dannen zu ziehen. Gott bewahre! Der Mann, der die Gräfin S. auf der Landſtraße ausſetzte und die Hiebe ſeines Gegners mit naſſen Sacktüchern parirte, er wußte auch jetzt ſeine Ehre zu retten.

Tiefſinnig ſchritt er unter den Linden auf und ab und nachdem er einen Morgen und einen Nachmittag mit ſich zu Rathe gegangen war, ließ er plötzlich am Abend anſpannen und ſeinen leeren Wagen vor das Hotel Carletten's fahren.

Der Wagen ſtand dort den Abend, er ſtand die Nacht hindurch und er ſtand bis zum Morgen. Ruhige Bürger, die eben nicht ganz auf den Kopf gefallen waren, ſtießen einander an, wenn ſie die Karoſſe ſahen und blickten dann ſchmunzelnd hinauf zu dem Fenſter der Künſtlerin.

Naſeweiſe Litteraten und ſpitzfindige Juſtizräthe ſchauten ſogar auf das Wappen und die Livrée des Kutſchers, indem ſie bedenklich die Köpfe ſchüttelten und dann mit allerlei kurioſen Geſprächen nach Hauſe ſchritten. Einige Offiziere ſtutzten aber erſt vollends. — Zufällig war unter ihnen auch jener Adonis aus dem Parquet des Schauſpielhauſes! Er weiß nicht, was er ſieht, er reibt ſich die Augen, er fühlt an ſeinen Kopf, um ſich davon zu überzeugen, ob ihn das Schickſal wirklich mit einem jugendlichen Hornſchmuck geziert hat und den Säbel in der Fauſt, dringt er dann in Carlotten's Wohnung. — —

Er findet die Künſtlerin mutterſeelen allein in ihrem Zimmer — ſie empfängt ihren Adonis, wie es einer Venus zukommt.

Erſt mit dem Morgenroth iſt die Karoſſe Schnappbabnski's verſchwunden. Berlin erwacht zu geſchäftigem Treiben. Trödler und Eckenſteher murren über das Pflaſter, Karren und Droſchken raſſeln vorüber, Handwerker und Kaufleute eilen an ihre Arbeit und

faſt der einzige Menſch, der erſt ſehr ſpät und äußerſt langſam in die Stadt hinunterflanirt, das iſt wieder niemand anders, als unſer berühmter Ritter Schnapphahnski. — —

Er ſieht etwas leidend und angegriffen aus; ſeine Augen glänzen feucht-melancholiſch und der ſchöne Kopf mit dem feinen Hute hängt ſinnend hinab auf die ſeufzerſchwere Bruſt. Da ſchleicht der Ritter nachläſſig ſcharwenzelnd in den nächſten Salon und wirft ſich gähnend auf den Divan. „Theurer Ritter, auf Ehre, was fehlt Ihnen?“ fragen einige Bekannte, als ſie ihren Freund in ſo weicher, ſchmerzlicher Stimmung ſehen. Keine Antwort. Die Lippen Schnapphahnski's umſpielt ein mildes Lächeln. „Auf Seele, Ritter,“ fährt man fort, „es ſcheint Ihnen etwas Ungewöhnliches paſſirt zu ſein!“ Schnapphahnski reckt einmal alle Glieder. Eine halbe Stunde verſtreicht ſo, da hat der Ritter die Aufmerkſamkeit ſeiner liebenswürdigen Umgebung bis auf's Höchſte geſteigert; auf's Neue beſtürmt man ihn mit Fragen, er kann nicht mehr widerſtehen und gleichgültig wirft er die Worte: „die vorige Nacht“ — „bei Carlotta“ hin — und rings entſteht das freudigſte, intereſſanteſte Erſtaunen!

Man ſieht, die Aventüren unſeres Ritters werden immer delikater. Zuerſt eine wirkliche Liebſchaft, die

zwar mit der erbärmlichſten Pointe ſchließt, deren eine Liebſchaft fähig iſt, die aber wenigſtens bis zum Augenblick der Pointe alle ſüßen, ſchauerlichen Phaſen durchmacht und den Eindruck bei uns zurückläßt, daß es dem edlen Ritter wenigſtens ein Mal in ſeinem Leben gelang, eine Frau zu erobern, und ein Herz zu beſitzen. Schade, daß die Stöcke der Lakaien des Grafen S. ſich an dieſes erſte Abenteuer reihen!

Dann die zweite Aventüre. Sie drehte ſich ebenfalls um das ſchöne Geſchlecht. Der Ritter beſitzt aber ſchon nicht mehr, nein, er intriguirt nur. Die Sache läßt ſich aber trotz dem noch hören, weil ein Duell daraus entſteht, ein Duell mit einem Grafen G., einem wahren Eiſenfreſſer, ein Duell mit krummen Säbeln, und wir ſind ſchon auf dem Punkte uns mit der Geſchichte zu verſöhnen, als plötzlich jene erbauliche Wendung mit einem halben Dutzend naſſer Sacktücher eintritt und wir nur zu ſehr fühlen, daß der Ritter eine bedeutende Stufe geſunken iſt.

Doch ach, jetzt die dritte Affaire mit Carlotta! Zu dem Ekel, den uns das galante Malheur Sr. Hochgeboren verurſacht, geſellt ſich der bedauerliche Eindruck der gewöhnlichſten Lügen, der blaßeſten Renommage. Wir ſehen den Ritter auf dem Divan liegen, umringt von jungen Offizieren, den phyſiſchen

Katzenjammer der Liebe heucheln — und es wird uns traurig zu Muthe!

Aber so war es. Wer weiß, in wie weit es Herrn von Schnappbahnski gelungen wäre, seine Umgebung zu täuschen, und jenes selige Ermatten einer glücklichen Nacht täuschend nachzuahmen, wenn sich nicht plötzlich der süße Adonis Carlottens an der andern Seite des Salons emporgerichtet und den renommirenden Ritter, seiner erbärmlichen Lüge wegen, ohne weiteres auf Pistolen gefordert hätte. Was sollte unser Ritter thun? Er fühlte, daß er wieder einmal eine Stufe sinken müsse; er wußte aus eigener Erfahrung, daß er im Duell eben kein Heros war, und die Lust des Lebens und die Hoffnung einer besseren Zukunft in Erwägung ziehend, entschloß er sich daher, eine gute Miene zu dem bösen Spiel zu machen und in Gegenwart sämmtlicher Offiziere die schriftliche Erklärung abzugeben, daß er der gröbste Lügner sei und aufrichtig bedauere, die Reize der schönen Carlotta durch das Manœuvre mit dem leeren Wagen auf so unnöthige Weise verdächtigt zu haben.

Diese Erklärung des betrübten Ritters Schnappbahnski befindet sich noch heutigen Tages in dem Archiv eines der Berliner Gardeoffizier-Corps.

IV.

Die Diamanten.

Treue Freunde des Ritters Schnapphahneki, bedauern wir mit ihm die harte Prüfung, die das Schickſal in Folge jenes bekannten Abenteuers mit der göttlichen Carlotta über ihn verhängte. Die Moral der Geſchichte war, daß weder mit einem ſchönen Frauenzimmer noch mit einem Garde-Offizier zu ſpaßen iſt, und daß man nicht den Wüſtling und den Bramarbas herausbeißen ſoll, wenn man wirklich nur ein ſo unſchädlich liebenswürdiger Mann wie der Ritter Schnapphahneki iſt. Der Adonis Carlotten's, der Gardelieutenant v. W.-M., deſſen tugendhafte Entrüſtung wir nicht genug anerkennen können, war ſchuld daran, daß unſer Ritter für einige Zeit die Einſamkeit ſuchte, um in ſtillen Betrachtungen jene Ruhe des Gemüthes wiederzufinden, die er auf ſo leichtſinnige Weiſe verſcherzt hatte. Zu der Furcht vor den Lakaien aus O. und zu den unangenehmen Erinnerungen aus Troppau geſellte ſich nun noch die Angſt vor dem verhängnißvollen Dokumente der

Berliner Offiziere, und wir brauchen wohl nicht zu verſichern, daß das Eine oder das Andere manchmal ſehr ſtörend auf die Morgenträume unſeres Helden einwirkte. Der jugendlich kühne Flug unſeres Ritters war gelähmt; wie mancher andere ehrliche Mann fühlte er allmählig, daß er dem Straßenkothe näher war als den Sternen und daß der ſchöne ſchwarze Schnurrbart vielleicht das Beſte an dem ganzen Menſchen ſei. Dieſe und ähnliche melancholiſche Gedanken waren indeß nur vorübergehend; der Ritter war von zu guter Raçe, als daß er das Leben nicht von der heiterſten Seite aufgefaßt hatte.

Mag es Dir noch ſo ſchlecht gehen, ſagte er oft zu ſich ſelbſt, zum allerwenigſten kannſt Du doch noch immer ein ausgezeichneter Diplomat werden! Dies tröſtete Hrn. v. Schnappbahnski.

Wir werden ſpäter ſehen, wie unſer Ritter dieſen diplomatiſchen Gelüſten wirklich Luft machte. Ehe wir dazu übergehen, wollen wir ihm noch etwas durch die labyrinthiſchen Gänge ſeines Berliner Daſeins folgen.

Wie geſagt, durchlebte der Ritter nach ſeiner letzten Prüfung eine Periode der Erniedrigung. Zuerſt liebte er eine Gräfin, dann eine Carlotta, jetzt ſollte er unter das Corps de Ballet gerathen — — zwei leibliche Beine hatten Eindruck auf unſern Ritter

gemacht. Wir bitten unſere Leſer wegen dieſer ungemeinen Wahrheitsliebe auf's demüthigſte um Verzeihung.

Die Beine des Ballets waren damals in Berlin en vogue. Der höchſte Geſchmack hatte ſich dazu herabgelaſſen und wir würden ein Verbrechen begehen, wenn wir nachträglich darüber ſpötteln wollten. Uebrigens ſchwärmen wir ſelbſt für den Tanz. Gibt es etwas reizenderes als die ſüße Muſik der Schenkel? Gibt es etwas berauſchenderes, als wenn eine Fanny Elsner ihre Bachſchen Fugen, eine Taglioni ihre Beethovenſchen Symphonien, und eine Griſi ihre weichen, wollüſtigen Donizettiſchen Arien tanzt? Jedesmal, wenn ich die Griſi ſah, da war ich feſt davon überzeugt, daß Gott den Menſchen nur der Beine wegen geſchaffen hat; gern hätte ich mich köpfen laſſen; es wäre mir einerlei geweſen; ich hielt den Kopf für werthlos und ich begriff nicht, weshalb die Beine nicht die Ehre haben, oben zu ſtehen und weshalb der Kopf nicht nach unten geht — mit einem Worte: die Beine hatten meinen Verſtand auf den Kopf geſtellt. Iſt es die Kraft des kleinen Fußes, aus dem das Bein ſo ſchlank emporſteigt wie ein Lilienſtiel aus der Wurzel, der den ganzen Leib ſo graziös zu tragen weiß wie der Stamm einer Fächerpalme ſeine prächtig harmoniſche Krone — oder iſt

es der Schwung des ganzen Körpers, wenn er in sanften Wellenlinien melodisch dahinschaukelt und all' unsere Gedanken mit fortreißt in das wogende Meer der Sinnlichkeit — was uns dem Tanz einer Grisi mit wahrhaft religiöser Andacht zuschauen läßt? Ich weiß es nicht, aber ich danke Dir Mutter Natur, daß Du nicht nur Deine Vulkane ihre Flammen gen Himmel schleudern und Deine tannenbewachsenen Felsen so herrlich mit blitzendem Schnee prangen läßt, sondern daß Du auch Rosen und Lilien geschaffen hast und ich liebe Dich, weil Du so graziös und so bezaubernd bist herab von den ewigen Sternen, dort oben in dem Blau der Unendlichkeit bis hinunter in die Fußspitze eines schönen Weibes.

Aehnliche, wohlfeile Betrachtungen durchfuhren auch den Ritter Schnarpbalnski, als er nach einigen aufmerksamen Studien, zwar nicht Helenen in jedem Weibe und nicht die Grisi in jeder Korpsspringerin entdeckte, wohl aber die Bemerkung machte, daß auch in der untern Sphäre der menschlichen Gesellschaft für Geld und gute Worte des Süßen viel zu erwarten ist. Es rieselt uns kalt über den Rücken — — zum ersten Male müssen wir von Geld und zugleich von Liebe sprechen. Ja wahrhaftig, wir sehen unsern Ritter abermals eine Stufe hinabrutschen —

was ihm früher die Götter aus freien Händen gegeben: er kauft es!

Liebe kaufen! Gibt es etwas Gemeineres? Als einſt am 1. Mai die Welt begann — ich glaube nämlich, daß die Welt am 1. Mai ihren Anfang nahm und nicht am 1. Januar, wie man fälſchlich vermuthen möchte, ſintemalen die armen nackten Menſchen, da ſie nicht mit Stiefeln und Sporen auf die Welt kamen, ja im Januar ſofort wieder erfroren wären — als, wie geſagt, die Welt am 1. Mai ihren Anfang nahm und die goldne Sonne lachte und die Blumen dufteten und die Quellen rieſelten, da ſprach der Spatz zu der Spätzin: Spätzin, ich achte dich! Da ſprach der Haifiſch zu ſeines Gleichen: Fräulein Haifiſch, ich verehre Sie! Da brüllte der Löwe zu der Löwin: Löwin, du gefällſt mir! und der Mann ſprach zum Weibe: Frau, ich liebe dich! Das war eine ſchöne Hochzeit. Man trank Burgunder und aß Auſtern nach Herzensluſt. Menſchen und Thiere ſaßen in bunter Reihe und als das Banquett vorüber war, da ſiedelten ſich die Spatzen in den Lüften an, die Haifiſche im Waſſer, die Löwen in der Wüſte, und die Menſchen in Ninive, Babylon, Bagdad, Petersburg, Paris, Wien, Breslau u. ſ. w. Lange Zeit ging dies gut. Die Männer fanden ſtets ihre Frauen, und die Frauen ihre Männer, was die

vielen artigen Buben und Mädchen bezeugen, die heuer in der Welt herumſtreifen, und die Männer und die Frauen nahmen ſich einander, wie es gerade kam, ſo und ſo.

Als dann aber mit der Zeit die Zahlen und das Geld erfunden wurden und das Wechſelrecht und die politiſche Oekonomie und als die Menſchen immer klüger und geſcheidter wurden und folglich immer eitler und wähleriſcher, da hörten ſie auch allmählig auf, ſich ſo ohne weiteres zu lieben und Jeder trachtete nur danach, ſich eine ſolche Frau zu verſchaffen, wie ſie gerade für ſeinen Beutel, für ſeine Wechſel oder für ſeine Oekonomie paßte. Mit einem Worte: Es ſtellte ſich eine durch Intereſſen geregelte Nachfrage nach Menſchen ein, der durch eine angemeſſene Zufuhr begegnet wurde. Der Weltmarkt der Heirath begann, die Männer und die Frauen fingen an ſich gegenſeitig zu kaufen! — Von dieſem Augenblick an kann man alles Unglück datiren. Die Oekonomie war in die Liebe gefahren, der Menſch wurde ein Artikel, der nun hinfort von der Nachfrage und der Zufuhr abhing und alle Leiden der Ueberproduktion mit der Wolle, der Baumwolle, dem Flachs u. ſ. w. theilte. Wer nicht ein verheiratheter Gardemajor, ein Landgerichtsrath, ein Banquier, ein Biſchof wurde, der ſank zu einem Schneider, zu einem Steinklopfer,

zu einem Tagelöhner oder dergleichen hinab und die lieblichen Weiber, die keine Gräfinnen, Hauptmänninnen, Kaufmannsfrauen oder ſonſt etwas wurden, die endeten als Gemüſeweiber, Bajaderen und mitunter auch als Ballettänzerinnen.

Eine ſolche, aus der Ueberproduktion hervorgegangene Ballettänzerin kaufte ſich unſer Schnappbahnski. Armes Kind! Wenn du getanzt hatteſt, ſo mußteſt du lieben — weder aus Liebe tanzen, noch aus Liebe lieben, ſondern tanzen und lieben des lieben Brodes wegen — den Brodtanz der Liebe!

Doch unſer Ritter hatte ein ritterliches Herz. Eines Tages, als er die Reize ſeiner Schönen genugſam bewundert, als er ihren Fuß geküßt, ihre Taille umfangen und ihre ſchwarzen Flechten um die weiße patriziſche Hand gewickelt hatte, da ſchwur er bei allem, was ihm heilig war, bei den Lakaien in O., bei dem Duell in Troppau, und bei dem Hohnlächeln Carlotten's, daß er ihr, ſeiner Tänzerin, einen Schmuck kaufen wolle, reich wie ihre Haarwellen, funkelnd wie ihre Augen und ihre ſchneidigen Zähne.

Hat ein Schnapphahnski je ſein Wort gebrochen? Zum nächſten Juwelier ging er und ſo wahr wie er keinen Friedrichsd'or in ſeiner Kriegeskaſſe hatte, kaufte er einen Schmuck, der einer Gräfin S., einer Schweſter des Grafen G. oder einer Carlotta würdig

gewesen wäre. Unser Ritter kaufte den Schmuck auf Credit — — meine Leser werden begreifen, daß unser Ritter grade so viel Credit hatte, wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel haben kann — ein Ritter, der noch einmal Deputirter, Diplomat oder noch etwas schlimmeres werden konnte. — — Auf Credit kaufte der Ritter den Schmuck; nur muß ich noch bemerken, daß er ihn nicht auf seinen Namen kaufte, sondern auf den des unsterblichen Gottes Zeus Kronion!

Ja, auf Zeus Kroniens Namen kaufte der Ritter die Diamanten und der Hofjuwelier fand nichts arges hierin. Er wußte sehr gut, daß Zeus Kronion die Tänzerinnen liebte. Auf Befehl des Ritters Schnappbahnski sandte der Juwelier den Schmuck, für Rechnung des unsterblichen Gottes, an die lieblichste der Tänzerinnen. Der Juwelier trug den Schmuck zu Lasten des Gottes in seine Bücher ein; die Tänzerin creditirte für den Schmuck den Ritter Schnappbahnski. Kann es ein einfacheres Geschäft geben? Zeus Kronion war der einzige, der dabei zu kurz kam.

Ueberglücklich war aber die Tänzerin. Bisher hatte sie sich nur das liebe Brod ertanzt, jetzt einen demantenen Schmuck erliebt! Der Name Schnappbahnski's stand leuchtend in ihrem Herzen angeschrieben.

Doch überlaſſen wir die Tänzerin ihrer Freude an den blitzenden Steinen und den Juwelier ſeinem feſten Vertrauen in die Solvabilität Kronions. Wir müſſen nämlich darauf zurückkommen, daß der edle Ritter, während er auf der einen Seite alle Seligkeiten koſtete, die ein Engel des Himmels nach dem Schluß der Oper zu bieten im Stande iſt, ſich auf der andern ernſtlich damit beſchäftigte: einen Poſten im diplomatiſchen Corps zu erobern. Der edle Ritter ſah ein, daß man nicht allein von der Liebe leben kann, ſondern daß die Liebe ſogar ſehr koſtſpielig iſt; ſelbſt wenn man bei dem Hofjuwelier im Namen Gottes den unbeſchränkteſten Credit genießt. Herr von Schnapphahnski beſann ſich daher, ob er außer ſeinen geſunden Lenden, und außer ſeinem bewunderungswürdigen Schnurrbart, nicht auch noch einige andere vortheilhafte Eigenſchaften und namentlich ſo viel Grütze beſäße, als man im ſchlimmſten Falle einem diplomatiſchen Candidaten zutrauen möchte.

Nachdem er ſich mehrere Tage lang den Kopf darüber zerbrochen hatte, fand er endlich, daß die heilige Wiſſenſchaft leider keinen beſondern Stapelplatz für ihre Schätze darin angelegt hatte. Sein Schädel war klar und durchſichtig wie eine leere Waſſerflaſche und auf der kahlen Lüneburger Haide ſeines Gedächtniſſes tummelte ſich freilich manche galante Er-

innerung herum, aber leider nichts von alle dem, was die Natur dem Menſchen zu erobern überlaſſen hat. Mit jener liebenswürdigen Frechheit, die einem Manne von Adel eigenthümlich iſt, griff unſer Ritter daher in den groſſen Haufen der bürgerlichen Kanaillen, in die Reihen jener Laſtthiere der Kunſt und der Wiſſenſchaft, die die imaginären Goldklumpen ihres Geiſtes hin und wieder in das preußiſche Kurant der Wirklichkeit zu verwechſeln pflegen. Mit einem Worte, der Studioſus Pl—r war ſo gefällig, der unſterblichen Seele des Ritters mit einigen Probearbeiten zu Hülfe zu kommen, die ſofort an den gehörigen Ort weiter befördert wurden und natürlich für die enormen Kenntniſſe des Ritters den unzweideutigſten Beweis lieferten.

Wer weiß, zu welchem Poſten man den gelehrten Ritter ſofort erhoben hätte, wenn nicht plötzlich die frühern Aventüren Sr. Hochwohlgeboren auf eine ſehr ſchauerliche Weiſe bekannt geworden wären! Schon ging man mit dem Gedanken um, den Ritter der Weltgeſchichte zu übergeben, da ragten mit einem Male die Stöcke der Bedienten aus O. in Schleſien in die Scene hinein, da erklang der Hohn des Grafen G. und das glückliche Lachen Carlottens und da kam ach, auch der Juwelier und reichte allerhöchſten Ortes ſeine Rechnung ein und die ſchöne Arbeit des Stu-

denten Pl—r hatte wieder allen Werth verloren und unſer armer Ritter erhielt eine eben ſo zarte als demüthigend abgefaßte Zurückweiſung.

Ja, die Diamanten-Geſchichte des Ritters Schnapphahnski wurde ſtadtkundig; ſie machte die Runde in den höchſten Kreiſen. Die ewigen Götter zürnten erſchrecklich. Zeus Kronion drohte mit Donner und Blitz, mit Magdeburg und Spandau, und wäre die arme Ballettänzerin, der verrauſchten Liebe gedenkend, nicht ſo artig geweſen, den verhängnißvollen Schmuck, aus übertriebener, künſtleriſcher Hochherzigkeit, freiwillig zurückzuerſtatten, ſo hätte unſer Ritter ſehr wahrſcheinlich einen Huiſſier ins Haus bekommen, und ach, ſeines Bleibens wäre vielleicht geweſen, wo da iſt Heulen und Zähnklappen, Hafergrütze, Brod und Waſſer.

Unſer Ritter war jetzt wirklich „ein armer Ritter;“ wie eine Brodſcheibe, geröſtet, in verdrießlichen Runzeln aus der Pfanne kommt, ſo taumelte unſer Schnapphahnski vom Unglück gebraten, höchſt ärgerlichen Antlitzes zurück von dem Orte alles Heils, von dem Quell aller Aemter und Stellen. Finſter ſchritt er nach Hauſe: er packte ſeinen Koffer und ſieh', ehe die Morgenröthe kam, lag auch ſchon Berlin hinter ihm, mit ſeinen Kirchen und Paläſten, mit

ſeinen Geheimräthen und Eckenſtehern, mit ſeinen Ballettänzerinnen und Juwelieren.

Die Franzoſen würden in Betreff dieſes Diamanten-Abenteuers ſagen: „Monsieur le Chevalier de Schnapphahnski avait frisé le code pénal.“ Schnapphahnski reiſte nach Spanien.

V.

Spanien.

„Madrid, Du Licht von Spaniens Thalen,
In Deinen tauſend Feldern ſtrahlen
Viel tauſend Augen, ſchwarz und blau.
Du weiße Stadt der Serenaden
Viel tauſend kleine Füße haben
Sich Nachts in Deines Prado's Thau.“

So ſang es einſt „der loſe Spötter“ Alfred de Muſſet und ſo hat es Freiligrath in's Deutſche hinübergedichtet. Seit ich dies zum erſten Male las, kann ich Madrid nicht nennen hören, ohne an ein paar tauſend kleine, weiße Füße zu denken, die durch

das grüne, thauige Gras hüpfen, bald ſittſam verſchwindend, bald lüſtern wieder emportauchend und immer reizend verführeriſch.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mir einbilde, alle ſchönen Frauen gingen barfuß in Spanien.

In das Land der tauſend kleinen Füße, in das Land der ſpitzen Filzhüte, in das Land der ſpaniſchen Fliegen und der ſpaniſchen Erdbeeren, kurz, in das Land Spanien muß ich jetzt meine Leſer führen, denn ſchon hat unſer Ritter Schnapphahnski Berlin im Rücken, ſchon hat er Belgien und Frankreich paſſirt und ſchon ſteht er auf den Pyrenäen, um hinunterzuſcharwenzeln in das Reich, wo jetzt der unſchuldige König Paque herrſcht, der Niemanden etwas zu Leide thut, am wenigſten ſeiner — Frau.

Man reiſt nicht billiger und nicht ſchneller als in Gedanken. Ohne Koſtenaufwand und ohne Zeitverluſt habe ich meine Leſer nach Spanien gebracht. Meine Leſer ſind mir für dieſe raſche Beförderung aufrichtigen Dank ſchuldig. Wie würden ſie ſich gelangweilt haben, wenn ſie von deutſchen Eiſenbahnen auf die franzöſiſchen Poſtwägen und dann von den franzöſiſchen Poſtwägen auf die ſpaniſchen Maul-Eſel gekommen wären — ja, meine Leſer würden auf den Hund gekommen ſein, wenn ich ſie nicht vermöge meiner unendlichen Geſchicklichkeit auf den Flügeln

des Gedankens hinübergewiegt hätte in das Reich, wo außer Paquo auch jetzt die unschuldige Königin Isabella herrscht, die sich über Niemanden zu beklagen hat, ausgenommen über ihren — Mann.

Paquo und Isabella, Isabella und Paquo, sie waren noch kein seliges Paar, als unser Schnappphahnski seine Reise antrat. Die unschuldige Isabella hatte damals den Hrn. Paquo noch nicht von seiner schwachen Seite her kennen gelernt; sie meinte nicht anders, als daß sie eben so glücklich sein würde wie ihre Mutter, die Frau Munoz, die wirklich mit allen Ehren zu ihren neun Kindern gekommen ist — arme Isabella! armer Paquo! Sie saßen noch nicht auf dem Throne, denn noch raste der graufe Don Carlos, der bleiche Aristokrat mit dem grimmigen Schnurrbart, durch Wälder und Auen, ein unerbittlicher Jäger auf der großen altspanischen Kronjagd. Don Carlos führte Krieg; er brauchte daher Soldaten. Konnte ihm etwas erwünschter sein, als daß sich eines Morgens schön wie ein Engel und keck wie der Teufel, im schwarzen Frack und in weißer Weste, und duftend nach allen Wohlgerüchen der Levante: Se. Hochwohlgeboren der Ritter Schnappphahnski bei ihm präsentirte, um seine Dienste anzubieten? Don Carlos strich seinen grimmigen Schnurrbart und besah den deutschen Landsknecht von oben bis unten. Der Ritter

ſah zwar aus, als ob er eben vom Friſeur käme, aber: Kanonenfutter! Kanonenfutter! dachte der Spanier und es verſteht ſich von ſelbſt, daß er Sr. Hochgeboren auch nicht das geringſte Hinderniß in den Weg legte, ſich bei der nächſten Bataille vor den Kopf ſchießen zu laſſen.

Deutſche Lanzknechte waren tapfer zu allen Zeiten. Dieſelben großen Lümmel, die zu Hauſe in Filzſchuhen, in geſtrickten Kamiſölern und in baumwollenen Nachtmützen faul wie alt gewordene Hunde und feige wie weibliche Haſen hinter den Oefen oder auf den Wirthshausbänken herumlungerten, ſie haben ſich im Auslande, für fremde Fürſten ſtets mit einer Gewiſſenhaftigkeit und mit einer Ausdauer geprügelt, die wirklich alle Gränzen überſteigt. Wer daheim ein Kaninchen war, er wurde draußen ein Tiger; die Träumer verwandelten ſich in Raufbolde; die blonden, ſentimentalen Schlingel: in Todtſchläger; die ſanften blaſſen Heinriche und Gottfriede in donnerwetternde Generäle und Feldwebel, die ihre Feinde ſo gemüthlich um's Leben brachten, wie ſie ſeiner Zeit Korn mähten oder Spargel ſtachen.

Auf allen Schlachtfeldern aller Jahrhunderte haben ſich Deutſche für ihren pünktlich ausbezahlten Sold auch pünktlich todtſchlagen laſſen. Mit ihren frommen, blauen Augen ſchauten ſie ſo gutmüthig in

die kohlschwarzen Schlünde der Kanonen, als sollten ihnen gebratene Tauben statt kopfdicker Kugeln daraus entgegenfliegen und wenn sie die Gewehre umdrehten und mit den Kolben dreinfegten, da schnitten sie keine schlimmern Grimassen als unsere Dorfschulmeister in Hessen oder in Nassau, wenn sie den Bauernjungen das Ein-mal-eins, oder das Christenthum einbläuen.

Gott weiß, wie Schnapphahnski sich in Spanien benahm! Da wir aber im Laufe unserer Erzählung in jedem Punkte streng bei der Wahrheit geblieben sind, so wollen wir auch hier gestehen, daß derselbe Mund, der die Abenteuer in Schlesien, Troppau und in Berlin erzählte, uns in Betreff der spanischen Fahrten die Versicherung gab, daß der edle Ritter, wider alles Erwarten, als sehr ritterlicher Lanzknecht dabei erschienen sei und den Ruhm unserer Tapferkeit im Auslande nicht im Geringsten in Frage gestellt habe. Mit dieser einfachen Erklärung mußten wir aber auch zufrieden sein, denn alle Details über die spanischen Erlebnisse unseres Ritters fehlen; zwischen Troppau und Spanien liegen die Pyrenäen und wohlmeinende Freunde unseres Helden waren nicht mehr im Stande, dem braunen Freiwilligen aus O. in Schlesien auf Schritt und Tritt zu folgen. Deutlicher wird erst die Historie des Ritters:

„Als Don Carlos fliehen mußte
Mit der ganzen Tafelrunde,
Und die meisten Paladine
Nach honettem Handwerk griffen —“

mit einem Worte, als der Krieg wieder zu Ende war und unser Odüſſeus ſich nach ſeiner Ballettänzerin zurückſehnte, die nach der Abreiſe ihres ſchönen Waſſerpolaken zu einer wahren Tragödie hinabgetrauert war.

Man kann ſich leicht denken, wie ſehr der edle Ritter nach der Heimath verlangte, nach Berlin, wo man ſeiner ſo liebend gedachte, wo er ſo gut angeſchrieben ſtand bei Zeus Kronion, bei den Offizieren der Garde, bei ſeinem Juwelier und bei ſeiner Tänzerin. Doch nicht unangefochten ſollte er zu der letztern zurückkehren, denn ſieh, die Enkelin Heinrich Heine's, die liebliche Tochter Atta Troll's, des Bären, verliebte ſich in den göttergleichen Schnapphahnski, wie uns der Dichter ſelbſt erzählt in ſeinem Werke, das bei Hoffmann und Campe erſchienen, in Hamburg, im Jahre des Herrn 17.

In der Höhle, bei ſeinen Jungen, liegt nämlich Atta Troll, der Bär, und er ſchläft:

„Mit dem Schnarchen des Gerechten;
Endlich wacht er gähnend auf:

Neben ihm hockt Junker Einohr,
Und er kratzt ſich an dem Kopfe
Wie ein Dichter, der den Reim ſucht;
Auch ſcandirt er an den Tatzen.

Gleichfalls an des Vaters Seite,
Liegen träumend auf dem Rücken,
Unschuldrein, vierfüßige Lilien,
Alta Troll's geliebte Töchter. —

Ganz besonders scheint die Jüngste
Tiefbewegt. In ihrem Herzen
Fühlt sie schon ein seltnes Zucken,
Ahndet sie die Macht Cupido's.

Ja, der Pfeil des kleinen Gottes
Ist ihr durch den Pelz gedrungen,
Als sie ihn erblickt — o Himmel,
Den sie liebt, der ist ein Mensch!

Ist ein Mensch und heißt Schnarrhahnski."

Da haben wir's! Es geht nun einmal nicht anders; wir treffen den edlen Ritter immer bei der Liebe. Er verfolgt sie und sie verfolgt ihn. Von der Gräfin S. und der Gräfin O. gerieth er auf Carlotta; von Carlotta auf die Tänzerin; von der Tänzerin auf die Bärin! O, es ist kein Wunder, daß alle Berliner und Frankfurter Damen in Herrn von Schnapphahnski vernarrt waren, da sogar einst eine Bärin vor dem prächtigen Barte des Ritters anbetend zusammensank.

O, diese Bärin hatte einen scharfen Blick, eine gute Schnauze! Sie schnüffelte es schon vor Jahren, sie roch es schon zu Don Carlos Zeiten, daß unser Ritter einst ein gewaltiger Redner, ein großer Staatsmann werden würde und schwärmerische Blicke rich-

tete ſie nach dem herrlichen Manne — die zarte Bärenlilie. — —

„Iſt ein Menſch und heißt Schnapphahnski.
Auf der großen Retirade
Kam er ihr vorbeigelaufen
Eines Morgens im Gebirge.

Heldenunglück rührt die Weiber.
Und im Antlitz unſers Helden
Lag, wie immer, der Finanznoth
Blaſſe Wehmuth, düſtre Sorge.

Kann man ſich wichtigere Aufſchlüſſe über die Rückkehr unſeres Helden denken?

Auf der Retirade ſehen wir ihn, laufend, im Gebirge. Wunderbarer Anblick! Aecht ſpaniſcher Landſtraßendreck ſpritzte ihm hinauf in den unſterblichen Bart, ſeine Augen funkeln verdächtig, ſeine Kniee ſchlottern. Der kühne Ritter gleicht durchaus dem Manne, der einſt in O. in Schleſien vor dem Grafen S. ausriß, nach verlorener Liebesſchlacht.

„Heldenunglück rührt die Weiber. — “ Die Bärin ſeufzt vor Liebe, daß ihr die Schnauze zittert. Die Tochter Atta Troll's iſt außer ſich vor brennender Zuneigung — doch nicht der landſtraßendreckbeſpritzte Bart, nicht das funkelnde Auge, nicht das ſchlotternde Knie iſt es, was ſie wimmern und ſchmachten läßt, nein, die Bläſſe des unübertroffenen Ritters rührt ſie vor allen Dingen, ja, die Bläſſe

die intereſſante Bläſſe — kann es etwas bezeichnenderes geben?

Unſere Verwunderung erreicht indeß erſt ihren Gipfel, als wir ſogar die Natur dieſer Bläſſe, den tiefern Grund dieſer herzbethörenden Kouleure angegeben finden.

Bisher glaubten wir, der Ritter ſei nur blaß aus Liebe, aus Furcht, aus Aerger, der Mode wegen — aber wie irrten wir uns! es iſt die Bläſſe der Finanznoth — ein neues Licht geht über dem Leben Schnapphahnski's auf; der Ritter iſt blaß vor Schulden — armer Ritter!

„Seine ganze Kriegskaſſe,
Zwei und zwanzig Silbergroſchen,
Die er mitgebracht nach Spanien,
Ward die Beute Eſpartero's."

So etwas iſt hart — zwei und zwanzig Silbergroſchen — das iſt bitter!

„Nicht einmal die Uhr gerettet!
Blieb zurück zu Pampeluna
In dem Leihhaus. War ein Erbſtück
Koſtbar und von ächtem Silber."

Das Schickſal unſeres Helden wird immer lanzknechtartiger. Die Uhr der Familie Schnapphahnski im Leihauſe von Pampeluna! das iſt tragiſch, das iſt rührend. Das Nürenberger Ei, das vom Urgroßvater Schnapphahnski, von dem alten ehrwürdigen Waſſerpelacken auf den galanten Sohn vererbt wurde:

der galante, frivole Sohn hat dieses Erbstück versetzt im Leihhause von Pampeluna, vielleicht ohne einmal zu erröthen, ohne Herzklopfen, ohne schüchternes Hin- und Herschauen als er die Pforte des Lombard durchschritt und ohne verlegen zu stottern, als er dem Pfand-Commissär sein Anliegen vortrug. „Wie viel Uhr haben Sie?“ fragte bisweilen ein Maulesel-treiber des Gebirges und mit Pathos erwiderte dann Se. Hochgeboren: „Bemühe er sich in das Leihhaus von Pampeluna, werther Freund, dort wird er ein Erbstück finden, kostbar und von ächtem Silber, dort wird er das Nürenberger Ei der Familie Schnapp-habnski antreffen, das ihm Zeit und Stunde so genau verkünden wird wie jene berühmte Uhr des morgen-ländischen Kalifen, die einst Charlemagne zum Ge-schenk erhielt, und die er hoffentlich nie so schmählich auf den Mont de piété getragen haben wird, wie ich die meinige, Sela!“

Armer Schnapphabnski! nicht mehr erfreut ihn in der Stille der Nacht die süße Musik seiner alten Gefährtin, das traute „Tick-Tack“ der Uhr, das einen daran erinnert, wie man doch noch nicht ganz unter die Füße gekommen ist, daß man wenigstens noch etwas zu versetzen hat, daß man wenigstens noch ein lebendes Wesen hat, das man sein nennen kann.

„Wo iſt Ihre Uhr?“ „chez ma tante“! O es iſt traurig, wenn man alſo antworten muß. Unwillkürlich greift man noch oft in die Weſtentaſche, in die einſame Wohnung der geſchiedenen Gefährtin: aber ach, dieſe Wohnung iſt wüſt und leer geworden. Die Stürme des Jahrhunderts ſind durch ſie hindurchgefahren, und wenn nun der Abend kommt und die Nacht und die Sterne emporziehen und die rieſigen Schatten ſich breiten über Berge und Thäler wie die Geiſter der Oſſianiſchen Helden, und man die Unterhoſe auszieht um nach Bett zu gehen und den Uhrſchlüſſel ergreift um das althergebrachte Geſchäft zu vollziehen, ſo pünktlich wie der Onkel Toby oder der Vater Triſtrams — ach, da ſchrickt man zurück, dann o, die alte Geneſſin:

„— blieb zurück zu Pamplona
In dem Leibhaus. War ein Erbſtück,
Koſtbar und von ächtem Silber.“

Heldenunglück rührt die Weiber — die Tochter Atta Trolls möchte weinen, Seufzer entringen ſich ihrem zottigen Buſen, als ſie die Blöſſe des fahrenden Ritters bemerkt; ſie glaubt natürlich nur einen weltbiſtoriſchen Schmerz zu ſehen; die tragiſchen Züge des Heldenantlitzes ſcheinen ihr nur das Reſultat jenes rieſigen Grames zu ſein, der einſt auf den Zügen Priamus lag, oder in Deinem Antlitz, Du

herrlicher Dulder Odüſſeus — denn O, die treffliche Bärin, die vierfüßige Lilie der Pyrenäen, ſie iſt zu arglos, zu unerfahren, um daran zu denken, daß ein Herr von Schnappbahnski in der trivialen Wehmuth der Finanznoth ſtecken könnte, im Kummer um ſeine Uhr, von ächtem Silber, zurückgelaſſen im Leihhauſe von Pampeluna.

Ja, Eva liebte ihren Adam, Venus ihren Adonis, Julchen ihren Romeo, Gretchen ihren Fauſt — aber die vierfüßige Lilie, die Bärenjungfrau, liebt den berühmten Ritter Schnappbahnski!

Zärtlich brummend erbebt ſie ihre roſige Schnauze und die lieblichen Tatzen und den zottigen Buſen, und ſchon meint man, daß der edle Ritter zu ihr hinabſinken werde, mit jener hohen Grazie eines galanten Ariſtokraten, ein neues Geſchlecht zu zeugen, das da alle Vorzüge vereinige, der Bären und der Waſſerpolacken: da rennt der Undankbare von dannen und überläßt die arme Bärin ihrem Schmerze, den Tag verfluchend, wo ſie die Blüthe der Menſchheit geſehen, und von Gram überwältigt ſinkt ſie klagend zuſammen.

Ein vernünftiger Bär wird hoffentlich ſo geſcheid geweſen ſein, die Unglückliche zu tröſten. — —

Als unſer Ritter auf dem Gipfel der Pyrenäen ſtand, da machte er Halt und ſteckte die Hände tief-

ſinnig in die Hoſentaſchen. Er ſchnitt ein Geſicht, wie ein beſchnittener Dukaten; er wünſchte, daß ihn die Götter in einen Dudelſack verwandelten, oder daß ſie ihm tauſend Stück Friedrichsd'or ſchenkten — doch das letztere wäre ihm am liebſten geweſen. — „Don Carlos iſt beſiegt, was ſollſt Du beginnen?“ fragte ſich Schnapphahnski und ſah verlegen nach ſeinem ſchäbigen Frackrock. „Deine Kriegskaſſe nahm Cépartere, Deine Uhr hängt im Leihhauſe zu Pamplona und Dein Herz fiel in die Hoſe. — Geld, Uhr und Herz, es iſt Alles verloren! Sollſt Du nach England gehen, und mit Lord Brougham Brandy und Waſſer trinken? Sollſt Du nach Italien wandern und Dich unter die Lazzaroni legen, oder ſollſt Du nach O. in Schleſien eilen, und Dich von den Lakaien des Grafen S. durchprügeln laſſen?“ — Herr von Schnapphahnski wurde immer ernſthafter; er ließ den Hut tiefer in's Geſicht fallen; er ſteckte die Fäuſte gründlicher in die Taſchen und er ſah ſteifer zu Boden.

Unſer Ritter war in jener Stimmung, in der der Menſch anfängt, ſich ungeheuer lächerlich vorzukommen. Se. Hochgeboren litt an jener fatalen Krankheit, die einſt die Göttin der Langenweile, Mittags nach dem Eſſen mit einem dünnen, ſchlottrigen Engländer zeugte. — Herr von Schnapphahnski litt

am Spleen. Unſer Held hätte gern für vier gute Groſchen ſeine Seele dem Teufel verkauft, ja, was noch ſchlimmer iſt, es wäre ihm einerlei geweſen, wenn man ihm ohne Grund einen Backenzahn ausgezogen hätte — mit einem Worte: Se. Hochgeborn war kaduck an Witz und Beutel.

„Was habe ich nun davon, daß ich Don Carlos diente?“ fuhr der Ritter fort. „Was nutzt es mir, daß ich mich als Lanzknecht ehrlich gehauen, und was bracht es mir ein, daß ich nach Ruhm und Ehre jagte, nach den zwei ſubſtanzleſeſten Sachen, die es auf Erden giebt? O Sir Johnn, Du hatteſt Recht: man kann den Ruhm weder eſſen noch trinken; ja, man kann ihn nicht einmal in die Piſtole ſtopfen, um ſich den Schädel damit einzuſchießen. Wär' ich als gewöhnlicher Bauer auf die Welt gekommen, da pflügte ich meinen Acker und freute mich meines Lebens. Wär' ich ein ſimpler Bürger geworden, da ſchüttete ich all meine Zerwürfniſſe ſtockprügelnd auf meinen Lehrjungen aus, und hätte ich endlich die Wiſſenſchaft gewählt, da verlöre ich Prozeſſe, machte Kranke todt, ſpräche Blödſinn vom Katheder hinab und wäre ein glücklicher Mann dabei! Aber der Durſt nach Ruhm war's, der mich hinauszog. Ich glaubte die ewige Sonne zu packen, und ich packte ein Irrlicht. Iſt der Ruhm nicht wie ein falſches

Geldſtück in der Hand eines Kindes? Es glaubt alle Schätze der Welt dafür kaufen zu können, da kommt der pfiffige Krämer und lacht, und ergreift den Hammer und nagelt den falſchen Dreier auf den Tiſch. — O, der Ruhm iſt ein bildſchöner Henker, der ſein Opfer ſcherzend hinauf an den Galgen zerrt und dann die Leiter umſtößt, daß der arme Teufel an des Ruhmes Galgen baumelt, weder mit den Füßen auf der Erde noch mit dem Kopf im Himmel. O, über den Wahnwitz!

So faſelte der edle Ritter, und wer weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn die Götter nicht Mitleid mit ihm gehabt und einen milden Regen geſandt hätten, der allmählig zum Schauer und zum Guß anſchwellend, Berge und Thäler benetzte, und ſchließlich auch auf höchſt erfriſchende Weiſe in Schnapphahnski's alte Stiefel trat.

Wehler ward ihm, und hinunter ſchritt er nach Frankreich.

VI.

Brüſſel.

Von den Pyrenäen ſtieg der edle Ritter hinab nach Frankreich, und von Frankreich eilte er nach Belgien. „Herr Schnapphahnski wurde Autor.“ Ja, wahrhaftig, wir ſehen den ſinnreichen Junker in Brüſſel ſitzen und ſeine Memoiren ſchreiben.

Alle großen Männer machten es ſo; wenn ſie des Lebens Laſt und Hitze getragen hatten, da verkrochen ſie ſich in irgend einen kühlen Winkel, und die Hand, die bisher den Säbel, den Kommandoſtab oder das Scepter geführt hatte, ſie griff dann zur Feder und brachte das Erlebte zu Papier. Wir brauchen unſern Leſern nicht zu verſichern, daß ſich von unſern Skizzen über Herrn von Schnapphahnski auch nicht eine Spur in den Memoiren des edlen Ritters findet. Se. Hochgeboren waren viel zu beſcheiden, als daß ſie alle glorreichen Aventüren der Bewunderung der Nachwelt aufbewahrt hätten.

Die Liebe, die den edlen Ritter nie verließ, zieht ihren rothen Faden auch durch den Brüſſeler Auf-

enthalt unſeres Helden. Die Weiber müſſen nun einmal lieben; Schnapphahnski wußte dies. Sie können nicht anders, es iſt ihre Beſtimmung. Ein Weib liebt nicht allein lange, nein, ein Weib liebt unendlich, bis auf die Hoſen. Ein Weib kann dich lieben, wenn deine Hoſe zerriſſen iſt, wenn dein Rock in Fetzen hinabhängt, und wenn die ewige Sonne durch die Löcher deines Hutes auf dein verwildertes Landſtreichergeſicht ſcheint, ja, noch immer wird eine ſchöne Frau dich lieben können, denn ſie wird um dich weinen, und ſie wird dich küſſen und du wirſt glücklich ſein!

Wie meine Leſer bemerkt haben werden, ſucht Herr von Schnapphahnski ſtets die Frauen auf. Um junge Mädchen iſt es ihm ſelten zu thun. In Brüſſel machte ſich der edle Ritter an die Frau eines bekannten belgiſchen Künſtlers. Die junge Dame hatte ihren frommen Gemahl total unter dem Pantoffel.

Die Pantoffelknechtſchaft iſt jedenfalls noch eine ſüße Knechtſchaft. Sie hat nur das Unangenehme, daß der zärtliche Gatte zum Lohn für ſeine liebevolle Unterwürfigkeit in den meiſten Fällen, nicht etwa mit einer Königs- oder einer Bürgerkrone, ſondern mit jenem Kopfſchmuck gekrönt wird, den auch des Waldes flüchtige Gebieter tragen. Man kennt in der That bei den Ehemännern dieſelben Benennungen

anbringen, wie bei den Hirſchböcken. Nach Vollendung des erſten Jahres der gekrönten Pantoffelknechtſchaft würde man einen Ehemann: Spießer tituliren; nach Vollendung des zweiten Jahres hieße man ihn: Gabler. Hierauf träte dann die Bezeichnung nach Enden ein, ſo daß man einen Ehemann bald einen Sechsender, einen Zehnender, einen Sechszehnender und ſo weiter nennen würde. Bei recht ſtattlichen Ehemännern könnte man ſogar die Benennungen des Dam- und Elenn-Wildes eintreten laſſen, ja, bis zu dem Namen Schaufler geben.

„Was ſchadet es, wenn ein Ehemann ein paar Hörner trägt!“ hatte der edle Ritter oft zu ſich ſelbſt geſagt, wenn er wohl einmal in die untergeordneten Schichten der Geſellſchaft hinabſtieg. „So ein zweibeiniger Sechszehnender kann immerhin noch Nachmittags auf die Börſe und Abends in's Kaſino gehen, ohne daß man ihn auslacht, denn faſt überall findet er ja Leidensgefährten, wehmüthig lächelnde Böcke, die geliebt und geliebet haben und die recht gut wiſſen, was es für ein Malheur iſt, wenn man eine junge Frau hat, mit funkelnden Augen, mit wogendem Buſen und mit kleinen, alabaſterweißen Füßen, recht ein Weſen wie ein üppiges Räthſel, das nur die Liebe löſen kann, die Liebe eines flinken Geſellen, der weder auf die Börſe, noch in's Kaſino

gebt und der ſich den Henker ſchiert um alle Ehemänner, und ein flotter Edelmann iſt wie ich, der Ritter Schnappbahnski!“

Die Frau des Künſtlers hatte Mitleid mit unſerem Ritter. In jenem melancholiſchen Blick, den Herr von Schnappbahnski mitunter anzunehmen pflegte, wenn er an die Lakeien des Grafen S. in O. in Schleſien dachte und zu der intereſſanten Bläſſe der Finanznoth, die unſeren Helden eigentlich nie verließ, geſellte ſich nun noch die wichtige Miene eines Autors, ſo daß der edle Ritter wirklich eine intereſſante Figur ausmachte und die Frau des Künſtlers immer mehr dazu veranlaßte, einmal ernſtlich mit ſich zu Rathe zu gehen, ob ſie ihrem Gemahl nicht bald die Dulderkrone aufſetzen könne. Herr von Schnappbahnski verfolgte ſeine Leute mit aller Hartnäckigkeit eines Ritters ohne Furcht und Tadel.

Wenn man bedenkt, welche Verſtöße der edle Abenteurer ſchon in der Liebe gemacht hatte, ſo iſt es zu begreifen, daß er täglich mehr Terrain gewann. In der Liebe geht es aber wie in den Träumen; wenn man gerade im beſten Zuge iſt, da kommt gewöhnlich etwas dazwiſchen. Das Rencontre, welches dieſes Mal die ſüßeſten Hoffnungen unſres Helden vereitelte, gehörte wieder zu den aller unangenehmſten.

Es war um die Karnevalszeit auf einem Maskenballe. Die gute Stadt Brüssel hatte Alles aufgeboten, um auch durch den Ball der Oper den Beweis zu liefern, daß man in Belgien jede französische Sitte nachahmen könne, wenigstens so gut, als es dem kleinen Belgien überhaupt möglich ist. Die wenigen schönen Frauen, die es in Brüssel giebt, waren in ihrem besten Staate gegenwärtig. Ich glaube, in keinem Lande der Welt ist das „schöne Geschlecht" mehr vernachlässigt, als in Belgien. Man gehe in jedes beliebige Theater und man überzeuge sich davon, daß der Rand der Logen mit einer wahren Perlenschnur von Medusenköpfen gesäumt ist. Die eigentlichen Vlamländerinnen haben Gliedmaßen, wie sie sich nie ein weibliches Wesen erlauben sollte. Die Wallonnen, schwarzäugig und lebendig zwar, wie Französinnen, verlieren sehr durch ihren mangelhaften Teint. Fragt man in Lüttich nach schönen Frauen, so heißt es: O, geben Sie nur par exemple nach Brügge, dort finden Sie noch viel spanisches Blut. Erkundigt man sich in Brügge nach hübschen Damen, so heißt es: O, gehen Sie nur nach Lüttich, dort herrscht die französische Race vor. Leider fand ich weder Spanier noch Franzosen in Belgien — nur Belgier; rien que cela. Jedenfalls sind die Belgier schöner als die Belgierinnen.

In Holland iſt dies gerade umgekehrt, wenigſtens in dem eigentlichen Holland, dem klaſſiſchen Lande des Kaffe- und Zucker-Schachers. Die Männer ſind dort entweder, in Folge eines wüſten Lebens der Hafenſtädte, zu wahren Skeletten, zu windhundartigen Figuren abgemagert, oder im reifern Alter zu ſo enormen Wänſten aufgeſchwemmt, daß man erſt einige Zeit ſuchen muß, ehe man in jenen Fleiſchkoloſſen ein menſchliches Weſen findet. Die holländiſchen Frauen ſind dagegen faſt durchgängig hübſch; ſie haben blondes Haar, himmelblaue Augen, eine ſehr weiße Haut; nur leider durch den Gebrauch der unterirdiſchen Kohlenpfannen und Feuerſtübchen, bisweilen entſetzlich — große Füße. Aber eine Holländerin kann ſehr ſchön und liebenswürdig ſein, und wenn ſie mit ihren rothen Lippen jene fürchterliche Sprache liſpelt, welche in dem Munde der Männer wie das Grunzen und Brummen einer Walkemühle klingt, da bleibt man verwundert ſtehn und ſieht auf's Neue, daß von ſchönen Lippen: Alles ſchön klingt, ſogar holländiſch.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Herr von Schnapphahnski auf dem Ball der Brüſſeler Oper im vollen Glanze ſeiner Ritterlichkeit umherſpazirte und nicht wenig damit beſchäftigt war, jede einigermaßen erbauliche Maske Zoll für Zoll zu ſtudiren.

Tanzende zu beſchauen, iſt ein Kunſt- und Natur-Genuß zu gleicher Zeit. Der Tanz enthüllt nicht nur manchen Körpertheil, den wir bei der Prüderie unſres Jahrhunderts ſelten en masse zu bewundern Gelegenheit haben, nein, die melodiſch dahinfluthende Bewegung der Geſtalten, zeigt uns, daß dieſe und jene Glieder auch noch einer ganz andern, als der gewöhnlichen Thätigkeit fähig ſind und unwillkührlich ſöhnen wir uns mit unſern alltäglichen Erinnerungen aus, wenn wir die Menſchen wieder einmal ſo kindlich-ſonntäglich vor unſrer Naſe herumſpringen ſehen.

Die Kunſt- und Naturſtudien auf einem Brüſſeler Balle haben freilich ihre Gränzen und unſer Ritter würde mit ſeinen Forſchungen bald zu Ende geweſen ſein, wenn nicht eine ungemein lebendige und graziöſe Maske ſeine Aufmerkſamkeit ſtets von Neuem in Anſpruch genommen hätte. Bald einen entzückend kleinen Fuß, bald eine zierliche Hand und bald einen Nacken zeigend, der durch ſeine herrlichen Formen alle übrigen Geſtalten des Balles hinter ſich ließ, wußte die Geheimnißvolle unſern Ritter ſtundenlang zu feſſeln. Vergebens ſuchte er aus der Verſchleierten irgend ein bekanntes Weſen herauszufinden: ſie widerſtand ſeinen genaueſten Beobachtungen durch ſo räthſelhafte Gebärden und ſeinen kühnſten Fragen durch ſo zweideutige Antworten, daß er zuletzt davon über-

zeugt war, von einer durchaus Fremden intriguirt zu werden.

Der Reiz eines derartigen Spieles wird durch den Widerſtand, den man findet, nur erhöht. Ein zahmes Roß zu reiten, iſt keine Kunſt; ein wildes zu bändigen: die höchſte Luſt. Der Schwache wünſcht Nachgiebigkeit und Kapitulation; der Kühne: Widerſtand und Sieg. Der Schwache genießt nur einmal; der Kühne tauſendmal, denn jede Stufe des Widerſtandes wird durch ihr Ueberwundenſein eine Stufe der Glückſeligkeit, die nur der letzte Sieg an Wonne überbietet. Suche Widerſtand und du wirſt ein Mann ſein; lerne Weiber beſiegen und du wirſt die Welt erobern!

Herr von Schnapphahnski war zufällig nicht in der Stimmung, ſeinen Liebesfeldzug auch nur durch eine Nacht hin auszudehnen. Sei es, daß er alle Hoffnung aufgeben zu müſſen glaubte, oder daß er an ähnlichen Orten raſcheren Erfolg gewohnt war — genug, es ennuyirte ihn mit der Zeit, ſich ſo den ganzen Abend für nichts und wieder nichts an der Naſe herumführen zu laſſen; und als die verhängnißvolle Maske wiederum mit ſehr ſpöttiſchem Gruße an ihm vorüberhuſchte, da vergaß unſer Held plötzlich, daß er nicht in der Waſſerpolackei, und auf dem Ball einer zwar belgiſchen, aber nichts deſto weniger

civiliſirten Stadt ſei und — es iſt kaum zu glauben — ja, unſer Ritter griff der Vorübereilenden mitten in die Maske — —

Die ſo brutal Angegriffene ſtutzt, ſtößt einen Schrei aus und vierzig bis funfzig andre Masken ſtellen ſich rings um den Ritter und die Dame. Der Schleier der Schönen iſt indeß gefallen und der Ritter erkennt zu ſeinem nicht geringen Schrecken die Gattin des belgiſchen Künſtlers.

Der unglückliche Ehemann, „deguisé en quelqu'un, qui s'embête à mort," iſt ebenfalls herbeigeſprungen. Er beobachtet den fremden Ritter und die eigne Gattin den ganzen Abend hindurch; ſeit einigen Stunden ſchon fühlte er ſeine Hörner wachſen und mit der freudigen Wuth eines errettenden Familienvaters ſtürzt er ſich auf unſern Ritter.

Eine Scene entſpinnt ſich, wie man ſie in Brüſſel vielleicht noch nicht erlebt hatte. Herr von Schnapphahnski begreift gar nicht, wie ihn die Brüſſeler Bourgeois ſo langweilen können. Er nennt ſeinen Namen, ſeine Titel —

„Je m'en f " brüllt der entrüſtete Ehemann, wie ein Hirſch in der Brunſtzeit, und: „Oui Monsieur! Oui Monsieur! ſchreit der Chor, wie im erſten Akt des Barbiers von Sevilla.

Schnapphahnski giebt ſeine Karte — —

J'aurai la carte dans ma poche et toi la mienne sur la figure —“

Oui Monsieur! Oui Monsieur! und immer toller wird der Scandal, bis ſich zuletzt hundert zierliche Hände erheben, um unſern Ritter zu zerreißen, die Fauſt des Ehemanns an ihrer Spitze — ach, und nur durch die ſchleunigſte Flucht rettete ſich unſer Held von der unangenehmſten Pointe, die ein Abenteuer haben kann.

VII.

Herzog C.

In Brüſſel verfolgte unſerm Helden ein eigenes Mißgeſchick. Kaum den Händen eines erboſten bürgerlichen Ehemannes entronnen, fiel er in die Rieſenfäuſte eines noch weit erbitterteren Ariſtokraten. Der Ritter war an ſeinem Malheur ſelbſt ſchuld, denn durch ſeinen Hochmuth, durch ſeine Arroganz, kurz

durch seinen Schnapphahnekismus brachte er Jedermann gegen sich auf. Ganz besonders haßte ihn damals ein Franzose, ein gewisser Herzog von C. . . und mehr als einmal ließ er die bedeutungsvollen Worte fallen: „Nun, wenn mir der Mensch einmal in die Hände geräth — —“ der Herzog begleitete diese Phrase stets mit dem verständlichsten Gestus.

Herzog C., dem unser Ritter zu mißfallen das Unglück hatte, war ein sehr liebenswürdiger und durchaus anständiger Mann, beiläufig bemerkt, in Besitz einer Taille von weit über 6 Fuß; ungefähr die Hälfte im Durchmesser — —

Die Abneigung des Herzogs war unserm Ritter keineswegs entgangen; mochte er aber glauben, daß die großen Hunde die kleinen niemals beißen, oder daß sie gar feige sind: genug, er suchte den herzoglichen Riesen durch Arroganz einzuschüchtern und verdoppelte sie daher stets in seiner Gegenwart.

Eines Tages treffen sie in einer Gesellschaft zusammen. Sie sprechen von Kriegen, Campagnen, Schlachten und zuletzt von Duellen. „Wie viel Duelle haben Sie schon gehabt, Ritter?“ fragte der Herzog gleichgültig. — — „„Die Masse —!““ erwiedert Schnapphahneki — „„Aber ich müßte mich eigentlich nie schlagen, denn wer so sicher ist, seinen Gegner stets zu tödten, wie ich es bin, der begeht

faſt einen Mord. Nichtsdeſtoweniger macht es mir aber Vergnügen, mich zu ſchlagen "" „Bah!" ſagt der Herzog — „wie ſo?" — „„Sehn Sie,"" verſetzt der Ritter, — „„wenn ich mich rächen will, ſo fordre ich meinen Gegner auf Säbel et il est un homme mort. Will ich ihn dagegen nur ſtrafen, ſo fordre ich ihn auf Piſtolen, car je suis sûr de loger ma balle ou je veux — "" „Bah —" erwiedert nochmals der Herzog und empfiehlt ſich ganz unterthänigſt.

Kurze Zeit nach dieſer Unterredung kam eine ſehr berühmte Pianiſtin, Madame P., nach Brüſſel und tous les beaux der Hauptſtadt wetteiferten um die Gunſt der ſchönen Virtueſin. Ein gewiſſer Geſandter Graf . . ., der damals noch nicht verheirathet war, ſtellte ſich in die erſten Reihen.

Eines Tages wurden die Salons der Geſandtſchaft prächtig mit Blumen verziert, glänzend illuminirt — ein luculliſches Mahl angerichtet. Wer ſollte dazu erſcheinen? Eine Hoheit, eine Majeſtät? Nein — — die ſchöne Concertgeberin. Alle Vandys, Lions, Tigres — kurz, die ganze ſaisonable Menagerie der Hauptſtadt wurde zu dieſem Feſte eingeladen. Unter ihnen befand ſich auch unſer Ritter, der Herzog und ein gewiſſer Oberſt C. ein alter Haudegen, der unter Soldaten erzogen, und auf

Schlachtfeldern ergraut, ſich bei weitem behaglicher in einem Corps de Garde als in einem Salon fühlte.

Nach Tiſche, als der Champagner bereits das Blut im Kreiſe trieb und der Kaffe der Vernunft den letzten Stoß geben ſollte, entfernten ſich die Damen. Die Herrengeſellſchaft begab ſich in einen Rauchſalon. — Der Herzog, den dieſe Geſellſchaft ziemlich langweilen mogte, ſetzte ſich an's Klavier und präludirte darauf. Schnapphabneki's unglücklicher Stern brachte ihn ganz in ſeine Nähe.

Unglücklicher Schnapphabneki! — Der Hafer ſtach ihn mehr als gewöhnlich und keine fünf Minuten verſtrichen, da machte er auch ſchon über das Spiel des Herzogs einige eben ſo kecke als boshafte Bemerkungen, indem er namentlich hervor hob, wie es faſt unbegreiflich ſei, daß man mit einer ſo großen Hand ſpielen könne, ohne zu fürchten, alle Taſten gleich zu zertrümmern. Der Pianiſt L., der voraneſah, daß die Geſchichte eine üble Wendung nehmen könne, beeilte ſich unſerm Ritter zu erwiedern, daß man mit einer großen Hand recht gut ſpiele, daß er viele Virtuoſen kenne u. ſ. w. — — aber Schnapphabneki wollte nicht ruhen. Den ſchöngelockten Kopf coquettirend auf die Schulter legend, die Cigarre nachläſſig an die Lippen führend, und mit der höchſten Nonchalance über dem Klavier hängend, fuhr er fort

ſeiner Laune den Zügel ſchießen zu laſſen, indem er ſich durch jeden freundlichen Einwurf der umherſtehenden Gäſte nur zu neuen beißendern Bemerkungen hinreißen ließ.

Der Herzog, der ſich bis zum letzten Augenblick ſehr ruhig benahm, ſpürte doch mit der Zeit Luſt, dem Geſpräche ein Ende zu machen. Mehrere leiſe Andeutungen waren ſchon in dem Hamer des Ritters verloren gegangen: er ſah ſich daher genöthigt, etwas verſtändlicher zu werden und als unſer Held wiederum eine Phraſe hinwarf, die durch ihre liebenswürdige Unverſchämtheit alles Frühere hinter ſich ließ, hob er den Kopf etwas feierlicher empor und verſetzte mit ſehr beſtimmtem Tone: „Wiſſen Sie, Ritter, ich kann auch einen gewiſſen Walzer ſpielen, dem Niemand widerſteht. Ja, wenn ich den ſpiele, ſo muß man tanzen, wie ich es befehle!“

Herr von Schnapphahnski hatte die Bonhomie, auch dieſes nicht zu verſtehen. Der Herzog verſtummte. Der Ritter ſetzte ſeine Bemerkungen fort und auf den Geſichtern der Zunächſtweilenden konnte man deutlich leſen, daß ſie ſich in einer ziemlich peinlichen Stimmung befanden. Wer weiß, wie lange indeß die Kataſtrophe des Abends noch hinausgeſchoben worden wäre, wenn der arme, alte Oberſt, deſſen Anweſenheit wir früher ſchon erwähnten, nicht

plötzlich zum Losplatzen des Sturmes auf eine eben so unverbergesehene, als höchst komische Weise Veranlassung gegeben hätte.

Wir müssen bekennen, wir sind in einiger Verlegenheit: wir werden die Geschichte schwerlich so erbaulich erzählen können, wie sie in der Wirklichkeit geschehen sein mag. Die Verlegenheit der Menschen verräth sich auf verschiedene Weise. Der Eine erröthet, der Andre schlägt die Augen nieder, der Dritte hustet, der Vierte nimmt eine Prise. Unsere Verlegenheit verräth sich dadurch, daß wir plötzlich den Faden der Erzählung verlieren . . . .

Ein Westphale reiste nach England. Er war sehr unglücklich, wie alle Westphalen auf Reisen. In Köln verlor er seinen Regenschirm; in Ostende wurde ihm der Mantel gestohlen, in Dover fiel er beim Ausschiffen in's Meer, auf der Douane confiscirte man ihm den cigarrengefüllten Koffer, der Droschkenkutscher prellte ihn entsetzlich, und höchst kalt und unkomfortable langte unser Westphale in Norfolk street Strand London, an. Norfolk street ist eine todtenstille Nebenstraße. Nachdem er um das schlechteste Zimmer gebeten hatte, — für das er natürlich grade so viel bezahlen mußte, wie für das allerbeste — und nachdem er, mehr aus ökonomischen, als aus Gesundheitsrücksichten, von dem aufgetragenen Beef und Mutton

weniger als ein Kanarienvogel gegeſſen hatte, — um natürlich grade ſo viel dafür zu zahlen, wie für ein Mittagsmahl des Rieſen Goliath — legte ſich unſer Weſtphale in ſein theures, aber ſchlechtes Bett, faltete die Hände, betete zu Gott, dem Allmächtigen und Allwiſſenden, und ſchlief ſchnarchend dabei ein, wie mancher Gerechte vor ihm. Als er am nächſten Tage erwachte und nach ſeiner Uhr griff, überzeugte er ſich davon, daß die Uhr mit dem Regenſchirm, dem Mantel, dem Koffer u. ſ. w. bereits den Weg alles Irdiſchen gegangen ſei und ſchüchtern ſchlich unſer Freund daher an den Rand der Treppe und fragte mit zitternder Stimme: „Könnten Sie mir nicht ſagen, Herr Kellner, was die Glocke gefälligſt geſchlagen hat?“ „„Three o' clock!““ rief der Kellner in barſchem Tone. Es war 3 Uhr Nachmittags. Bei dem abſcheulichen Nebel, der verfinſternd über der Stadt lag, meinte der gute Weſtphale aber nicht anders, als daß es drei Uhr Morgens ſei und es verſtand ſich von ſelbſt, daß er als rückſichtsvoller Fremder zurück in's Zimmer kroch, um, nach einigen Unterbrechungen und ſchweren Träumen abermals bis zu einem nächſten Tage im Bette zu liegen wo er, da der Nebel noch immer fortdauerte, gewiß bis zu einem dritten Tage geweilt hätte, wenn er nicht durch den Hunger ſo ſehr gepeinigt worden

wäre, daß er ſich ſchließlich ein Herz faßte und hinunter in die Gaſtſtube ſtolperte.

Hier angekommen, betrachtete man den foreign Gentleman mit ſo ſonderbaren Augen, daß er, an ſeinen Mantel, an den Regenſchirm, an das Koffer und an die Uhr gedenkend, plötzlich auf die gerechteſten Befürchtungen für ſeinen Frack und die Hoſen empfand. Er faßte daher den heroiſchen Entſchluß, lieber das beiß erſehnte Frühſtück im Stich zu laſſen, gleich zu bezahlen und dann raſch das Haus zu verlaſſen. Dieſer Gedanke ſchien dem Zweifelnden endlich der beſte. Nicht ohne Bangen, näherte er ſich daher einem andern Fremden, den er für den Wirth hielt, und fragte mit möglichſter Faſſung, indem er das Geld ſchon in den Händen hielt: „How much? —“

„„God-dam!““ erwiederte dieſer und ſtreifte die Aermel empor und würde gewiß auf unſern Weſtphalen losgebort haben, wenn ſich der land lord nicht noch zur rechten Zeit in's Mittel gelegt und dem erſchrockenen Weſtphalen die Reta überreicht hätte. Die Rechnung war short and sweet; kurz und ſüß, wie folgt:

1 supper	£	3 S.	6 d
2 board and lodging	„	9 „	10 „
Waiter	„	2 „	— „
boots and chambermaid . . .	„	3 „	— „
	£	18 S.	1 d

Der Westphale hatte den Verlust des Regenschirms, der Uhr, des Mantels und Koffers verschmerzen können. „Gestohlen und verloren werden, kann Alles — “ sagte er sich. Daß man ihm aber für ein Abendessen und für einen Schlaf 18 Shillinge und 1 pence, mit andern Worten: Sechs Thaler, drei Silbergroschen und sechs Pfennige Preußisch Courant anrechnete, nein, das war zu stark, das beleidigte die Seele eines Biedermannes zu tief und mit einiger Entrüstung bemerkte er daher:

„Aber nein, Herr Wirth, sagen Sie mal, das ist denn doch gefälligst ein bischen zu viel “

„„Very moderate, Sir!““

„Aber nein, ich habe ja nur eine Nacht geschlafen.“

„„Two nights, if you please Sir.““

„Aber nein ich habe ja gar nichts mehr gegessen.“

„„ All inclusel, Sir.““

„Aber nein, das kann ich unmöglich bezahlen — — “

Aber der Wirth hatte das einzige und letzte Geldstück seines Gastes schon in der Hand und ärgerlich den Ueberschuß von 1 Shilling und 8 pence auf den Tisch werfend, überließ er den Westphalen seinem Nachdenken, der noch immer nicht begreifen konnte, wie man für 6 Thaler, 3 Groschen und

6 Pfennig: in einer Nacht, zwei Nächte ſchlafen könne — und endlich trübſelig davon ſchritt.

Von Norfolk street bis zu St. Paul's ſind es nach Londoner Maaß, nur wenige Schritte, d. h. es iſt noch ziemlich weit. Unſer Weſtphale ſtand daher erſt nach geraumer Zeit vor der gewaltigen Kirche und da er ſein Morgengebet noch nicht geſtammelt hatte, ſo ſchritt er mit brünſtiger Seele die große Treppe hinauf und trat durch die offne Thür unter Meiſter Wren's herrliche Wölbung.

„Four pence, if you please, Sir!“ ſagte da Jemand, indem er unſerm Freunde auf die Schulter klopfte. Der Weſtphale blickte erſchrocken zurück:

„„Aber nein, dies iſt ja eine Kirche — ““

„Four pence to be paid, Sir!“

„„Aber nein, ich habe noch nie in Münſter entrée in der Kirche bezahlt.““

„Four pence!“ wiederholte der Küſter zum dritten Male und ſo gewiß, wie der Wirth in Norfolk street 2 Nächte auf die Note geſetzt hatte, ſo gewiß mußte der Weſtphale ſchließlich vier Pence entrée bezahlen. Mit ſeinem letzten Schilling und mit einem ſo beißen Gebete, wie es je ein Gläubiger geſprochen hat, kniete da der Weſtphale auf den Marmorboden nieder. Wer weiß, wie lange er ſich mit Gott unterhalten haben würde, wenn nicht plötzlich der Küſter

mit einem Bund Schlüſſel in der Hand und mit einem Schweif von vielen Herren und Damen quer durch die Kirche gerannt wäre. Der Betende ſah aufmerkſam empor. Was ſoll das bedeuten? Schließt man die Kirche zu? Mit dem Schrei des Entſetzens ſprang er empor und der Geſellſchaft nachlaufend, war er bald der nächſte hinter dem Küſter. Richtig! Die Riegel knarrten, die erſte Thüre fiel raſſelnd ins Schloß.

„One Shilling, if you please, Sir!“

Der Weſtphale war abermals wie vom Donner gerührt.

„„Aber nein, bezahlt man hier auch beim Hinausgehn?““

„One Shilling to be paid, Sir!“

„„Aber nein, ich habe noch nie in Münſter bezahlt, wenn ich aus der Kirche ging.““

„One Shilling!“

Der Küſter ſprach dies mit ſo viel anglikaniſcher Würde und mit ſo unendlich katholiſchem Epiſkopalernſt, daß der arme Weſtphale vor Schrecken in den Boden zu ſinken meinte und unwillkürlich in die Taſche der grün-plüſchenen Weſte griff und ach, ſeinen letzten Schilling herausbolte. Es mußte wohl ſo ſein, denn alle Uebrigen bezahlten ebenfalls. Nachdem die Sache berichtigt war, ſchritt der Küſter

vorwärts. Der Westphale folgte ihm auf dem Fuße, seine Kniee zitterten, er schnappte nach Luft und in der Angst und Verwirrung achtete er gar nicht darauf, daß man, statt die Treppe hinunter nach der Straße zu gehen, die Treppe hinauf nach dem Thurm schritt. Erst in der Mitte der ersten Windung bleibt er entsetzt stehen. Ein neuer Betrug! Er will zurück, er macht kehrt aber ach, wenigstens 20 Menschen sind schon hinter ihm; keiner kann an dem andern vorüber, zu schmal ist der Gang und: „Follow me!“ ruft der Küster vor ihm und: „Go on!“ schreit die Menge hinter ihm und weiter muß der Unglückselige, von einem Tritt zum andern, immer vorwärts, immer hinauf, unter Aechzen und Stöhnen, bis er endlich schweißtriefend oben in der Kuppel der Kirche anlangt.

Herren und Damen sind indeß nachgerückt; immer voller wird der Raum, der Eine drängt den Andern und unser Westphale sieht sich genöthigt eine kleine Erhöhung zu besteigen, von der man zu der höchsten Oeffnung der Kuppel hinaufreichen kann. So wie die Gesellschaft das Innere der Kuppel betrat, hatte sie alle Fenster und Luken in Beschlag genommen. Die Oeffnung, welcher unser Freund zunächst stand, war bald allein noch unbesetzt und man winkte ihm hinauszusehen, und dann für Andre Platz zu machen. Unwillkürlich faßte er daher

rechts und links an die Seiten der Oeffnung und vom Boden emporſpringend hob er ſich mit dem Oberkörper über das Dach hinaus, auf die Hände geſtützt, die Beine noch immer baumeln laſſend.

Welch ein Anblick! Aus dem ſtillen Weſtphalen plötzlich auf die Spitze der St. Pauls Kirche! Ein kalter Schauder durchfuhr unſres Freundes Rücken: vor ihm ausgebreitet lag die Rieſin London, im heiterſten Sonnenglanze. Des dichten Nebels wegen hatte der Weſtphale nur das bemerkt, was auf ſechs Schritt zu bemerken war.

Während er unten auf den Marmorſtufen der Kirche betete, hatte aber der Wind den Nebel zerſtreut und alle Gegenſtände der unermeßlichen Stadt traten jetzt aus dem Dunkel hervor und leuchteten in grandioſen Umriſſen am entwölkten Horizonte. Dort die Yorkſäule, die Nelſonſäule, die Thürme der Weſtminſter Abtei, St. James, die Bäume von Hayde Park, und Pallaſt an Pallaſt bis hinaus in die weiteſte Ferne. Nach der andern Seite die City, mit ihren tauſend und aber tauſend verſchlungenen und verworrenen Gaſſen und Gängen, mit den hochgegiebelten Häuſern, vollgepfropft mit allen Schätzen des Erdballs, halb noch in bläulichen Rauch gehüllt, der ſich in düſtern Maſſen hinauswälzt bis in die entlegenſten Felder. Und die Themſe dann.

Auf bläulicher Fluth die ſchneeweißen Segel und Maſt an Maſt ſo weit das Auge reichte vom Tower bis hinab zur wogenden See. Dazu das Raſſeln der Wagen, das Lärmen der Fußgänger, das Geräuſch der Werkſtätten und hunderterlei ſtöhnen, ſchreien, murren, brummen und poltern, das in tollem Gemiſch zu der Kuppel der Kirche emporklang — es ſchwindelte den armen Weſtphalen, krampfhaft faßte er den Rahmen der Luke, er dachte nicht mehr an den verlorenen Schirm, an den geſtohlenen Mantel, an die verſchwundene Uhr, an das confiscirte Koffer, an die Rechnung des Wirths, an das entrée der Kirche und an den letzten Schilling — nein, er dachte an nichts mehr, er ſah nur, mit aufgeriſſenen Augen, mit offenem Munde, mit Naſe und Ohren, er ſtaunte, er glotzte, und wie ſeine Kraft durch die ſchwebende Haltung immer mehr ſchwand, und wie er zuletzt nicht mehr wußte, ob er ſich nach hinten zurückfallen laſſen ſollte, um irgend einer Dame auf den Kopf zu ſtürzen, oder ob er nach vorn ſpringen ſollte um ſelbſt den Hals zu brechen und wie es ihm plötzlich gelb und grün vor den Augen wurde, und wie der kalte Schweiß auf ſeine Stirn trat und ein Zittern durch alle Glieder fuhr: O, da preßte ihm die Mutter Natur plötzlich einen jener heimiſchen Laute aus, der wie ein Piſtolenſchuß in der Kuppel

der Kirche wiederklang und einer Leiche ähnlich ſank der Unglückliche hinab, zwiſchen die nach allen Seiten auseinanderſtiebenden Genoſſen, deren er ſicher im Niederſinken mehrere zerſchmettert hätte, wäre der Laut nicht ſo herrlich à propos gekommen, ſo voll, ſo donnernd — doch kehren wir zurück zu Schnapphahneki. Der alte Oberſt C. war in demſelben Falle wie unſer Weſtphale. Das herrliche Diner, der Wein, die Lichter, Hitze, Muſik, alles das hatte ihn ſchon in eine Schwulität verſetzt, wie ſie ihm in der mörderiſchſten Schlacht nicht vorgekommen war. Als er nun aber gar noch in das Rauchzimmer gerieth, um die Converſation des Ritters und des Herzogs anzuhören, eine Converſation, die jeden Augenblick pikanter und beißender wurde; als er die Verlegenheit der übrigen Geſellſchaft bemerkte, eine Verlegenheit, die er ſelbſt nicht recht begriff und als es ihm immer mehr einleuchtete, daß er ſich eigentlich gar nicht an ſeinem Platze befinde — nun, da wurde ihm grade ſo zu Muth wie dem Weſtphalen auf dem Gipfel der Paulskirche; es ſchwindelte ihm, es wurde ihm roſenroth vor den alten Augen; wie der Weſtphale meinte er die Themſe zu ſehen und den Tower und die Weſtminſter Abtei, der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn und ach, was der Weſtphale hoch

eben über ganz London riskirt hatte, das riskirte der alte Oberſt in dem Salon der höchſten Brüſſeler Geſellſchaft:

Brrrrr — um! und Alles fuhr erſchrocken zuſammen.

Es war geſchehn. Aber man hatte zu viel bon sens, um den armen Alten für ſeinen Verſtoß büßen zu laſſen und ſchon machte man Miene das Unglück des ehrwürdigen Mannes mit lächelndem Stillſchweigen zu übergehen, als Herr von Schnapphahnski plötzlich ſo unvorſichtig war, dem Beiſpiele des alten Oberſt mit einem ähnlichen Laute im raſcheſten Tempo zu folgen — —

Die Kataſtrophe des Abends war gekommen. Der Herzog endete ſein Klavierſpiel mit der ſchrecklichſten Diſſonanz, und raſch emporfahrend, wandte er ſich zu dem Oberſt und dem Ritter. „Ihnen, Herr Oberſt, verzeiht man Manches, denn man muß es Ihnen verzeihen; Sie, Ritter, ſind einer der erbärmlichſten Burſchen, welche die Welt je getragen hat!“ — Eine Todtenſtille entſteht.

Der Ritter, ſo direkt interpellirt, ſetzt den Hut auf den Kopf, um ſich recht das Anſehn eines Marquis légèr zu geben, tritt dem Herzog grade unter die Naſe und fragt: „„Iſt das Ernſt oder Spaß?““

„Ich bin nicht gewohnt, daß man mit dem Hut auf dem Kopfe zu mir spricht!“ erwiedert der Herzog und seine Hand berührt die Wange des Ritters zu gleicher Zeit in so unsanfter Weise, daß der Hut des Getroffenen hoch in die Luft fliegt. Doch damit nicht zufrieden, ergreift er den taumelnden Ritter auch noch beim Kragen, hebt ihn mit eiserner Faust empor, rüttelt und schüttelt ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht; spricht: „Nun beginnt der Walzer!“ öffnet dann die Thür, trägt den Unglücklichen wie eine Katze hinaus und schleudert ihn die Treppe hinab, um dann ruhig, als wenn nichts geschehen sei, ins Zimmer zurückzukehren, wo die Gäste stumm und bestürzt einander anschauen.

Wir müssen gestehen, unser Herz beschleicht ein inniges Bedauern indem wir dieses niederschreiben. Unser Schmerz ist gerechtfertigt, denn mit seinem Helden soll der Autor fühlen und empfinden.

Fast wörtlich haben wir den Hauptinhalt dieses Kapitels aus den uns vorliegenden Manuscripten wiedergegeben. Geben wir jetzt nur noch einfach den Schluß. „Kaum in den Salon zurückgekehrt — heißt es in unsern Notizen weiter — erblickt der Herzog den Hut des Ritters. Er hebt ihn vom Boden auf, und indem er avec toute la courtoisie

possible hinzuſetzt: „Aber mein Gott, der Ritter kann ja nicht ohne Hut nach Hauſe gehn“ — wirft er ihn auf die Treppe ſeinem Eigenthümer nach.

Sie glauben vielleicht, daß nach ſolch' einer Kataſtrophe der Herzog am andern Tage nicht mehr zu den Lebenden zu zählen war — — Sie irren ſich. Er lebt noch bis auf den heutigen Tag. Aber pro forma kam der Secundant des Ritters um die Bedingungen des Zweikampfes zu ordnen. „Mein Gott“ — ſagt der Herzog gleichgültig — „der Ritter ſagte mir vor wenigen Tagen, daß er den Degen wählt, wenn er Jemanden mit dem Tode beſtrafen will. — — Nun, ich glaube, daß er alle Urſache hat, mich zu beſtrafen. — —“

Bedenken Sie nur, daß des Herzogs Arm übermenſchlich lang war, und daß acht Menſchen denſelben nicht biegen konnten — — armer Schnappbahnski! Aber es ſagt bei uns ein altes Sprichwort: Wer hängen ſoll, der wird nicht ertrinken. Wer weiß, welches Loos unſerm Ritter reſervirt iſt!

Vor allen Dingen erſchien am ſelben Tage auch noch der Geſandte Graf . . . beim Herzog C.

„„O mon dieu, que faire? Was wird man ſagen, wenn es heißt, daß man in dem . . . Ge-

ſandſchafts-Hotel Feten für Perſonen zweideutigen Rufes giebt, bei denen man ſich betrinkt, f.... und ſich ohrfeigt — — Was wird Sr. Majeſtät ſagen! Was der Premier! Ich bin verloren — —“

„Aber lieber Graf, was wollen Sie, daß ich dabei thue?“ erwiedert der Herzog mit der größten Höflichkeit.

„„Liebſter, beſter Herzog, erklären Sie dem Ritter, daß Sie ihn nicht beleidigen wollten — —““

„Aber kann ich das?“ ſagt der Herzog, berſtend vor Lachen.

„„Es iſt nur der Form wegen — —““

„Nun gut, wenn der Ritter damit zufrieden iſt — mir iſt es einerlei.“

Und ſo geſchah's.

Am andern Morgen kommen die beiden Kämpfer zu einer beidenmüthigen Verſöhnung zuſammen. Schnapphahnski tritt dem Herzog mit der ritterlichſten Miene und mit allen ſeinen Orden, wie ein ſpaniſcher Maulesel behangen, entgegen. „„Unter Männern ſo hohen Standes können keine Beleidigungen vorkommen““ — ſagt der Ritter — „„und kommen ſie vor, ſo dürfen ſie nicht als ſolche angeſehen werden.““

Der Herzog macht eine ironiſche Verbeugung.

Die Memoiren des berühmten Ritters Schnapphahnski waren faſt vollendet. Er verließ Brüſſel ....

Zunächſt finden wir ihn in Aachen. Tiefſinnig ſitzt er am Grabe Karls des Großen und ſpielt — Roulette.

VIII

München.

Das Spiel iſt eine ſchöne Sache.

Als acht- oder zehnjähriger Knabe nimmt man die Karten gewöhnlich zum erſten Male in die Hand — an langen Winterabenden, wenn draußen der Schnee auf den Bergen liegt und die Flamme räthſelhaft im Kamine emporſteigt, flackernd und kniſternd. Man ſpielt „ſchwarzen Peter.“ — Agnes, Bertha, Paul und Mathilde ſitzen um den runden Tiſch und wer verliert, der bekommt einen ſchwarzen Strich und

wenn Paul drei Mal verliert, da bekommt er auch drei Striche und fängt er an zu weinen: da lacht man ihn aus und Agnes fällt ihn um den Hals und küßt ihn, trotz seines Schnurrbarts und der Abend verstreicht unter Scherz und Jubel und es giebt kein schöneres Spiel als der „schwarze Peter.“

Herr von Schnappbahnski trieb es nicht so unschuldig. Wie wir schon erzählten, saß er in Aachen, am Grabe Karls des Großen und spielte Roulette — —

Beiläufig bemerkt, war Aachen bis in die neueste Zeit hinein ein höchst unbekannter Ort. Erst vor Kurzem wurde er durch Heinrich Heine entdeckt und nach Verdienst besungen Die Schönheiten Aachens sind erst durch Heine recht ans Licht gekommen. Man hatte früher nur eine dunkle Ahnung davon. Man wußte nur, daß Karl der Große seliger, dort verstorben und vergraben sei, daß die Bauern der Umgegend alle sieben Jahre zu der Kunstausstellung des heiligen Hemdes und die Bonner Studenten jeden Sonntag zu dem natur-grünen Tische der Redoute wallfahrteten — die Bauern, um mit reuigem Herzen, mit verzückten Augen und gebeugten Knieen vor dem wunderthätigen Hemde ihre Andacht zu verrichten und von Noth und Fegefeuer erlöst zu werden — die Studenten, um im Schmuck der gol-

denen Locken an den grünen Altar der Croupiers zu treten und erſt recht in Noth und Fegefeuer hineinzugerathen. Das war indeß auch Alles, was jedem Kinde von Aachen bekannt war. Aber jetzt? Man kennt jeden Lieutenant auf der Straße, man kennt den Adler über dem Poſthauſe, man weiß genau, womit ſich die Hunde, die armen langweiligen Hunde in Aachen beſchäftigen. Genug, man kennt die winzigſten Kleinigkeiten und wenn der ehrwürdigen Stadt jemals etwas Menſchliches paſſiren ſollte, wenn ſie je einmal unterginge durch Peſtilenz, Brand und Hunger: da wird man nur Heine's Wintermährchen aufzuſchlagen haben, um den Feuer- oder Lebens-Verſicherungs-Geſellſchaften die beſte Anleitung zu geben, in welcher Weiſe ſie das Zerſtörte zu erſetzen haben, ſei es an Häuſern, Menſchen oder Vieh.

Nie hatte Aachen glänzendere Tage, als bei der Anweſenheit des Herrn von Schnapphahnski. Der edle Ritter ließ die Aachener Bank aber auch gehörig für die Ehre ſeines Beſuches zahlen und mit gefüllter Kriegskaſſe reiſte er dann nach München.

Nicht ohne Zittern und Zagen geſchah indeß dieſe Reiſe. Denn wenn in München auch nicht wie in Berlin, jeder Gardelieutenant mit dem Finger auf unſeren Ritter zeigen und ſeinen Kameraden

fragen konnte, ob jener Herr von Schnapphahnski derſelbe Schnapphahnski ſei, der einſt die ſchriftliche Erklärung gab, daß er ſich in der berühmten Liebesaffaire mit Carletta höchſt unzweideutig benommen habe, ſo war doch wenigſtens immer die Möglichkeit vorhanden, daß dem edlen Ritter ſelbſt in dem bairiſchen Babylon ein Lakai des Grafen S. aus O. in Schleſien begegnete und Herr von Schnapphahnski hatte nun einmal eine entſchiedene Abneigung vor den Haſelſtöcken dieſer Ungeſchlachten. „Und nähmſt du die Flügel der Morgenröthe und bletteteſt dich am äußerſten Meere, die Arme der Lakaien aus O. in Schleſien können dich doch noch erreichen!“ — Alſo dachte unſer Ritter und es verſteht ſich von ſelbſt, daß er auch in München nicht auf der Stelle mit der alten Keckheit aufzutreten wagte.

Jedenfalls that er das, was auch jeder andere vernünftige Menſch in ſeinem eignen wohlverſtandenen Intereſſe gethan haben würde. Er ſuchte nämlich ſeinem Erſcheinen in München vor allen Dingen einen angenehmen Geruch vorhergehen zu laſſen, um auf dieſe Weiſe jeder möglichen Gefahr wenigſtens in etwas vorzubeugen.

Der ſinnreiche Junker hatte bereits durch die Herausgabe ſeiner Memoiren ein gewaltiges Stück in dieſem Punkte vorgearbeitet. Indem er nämlich

seine spanischen Abenteuer schilderte und sich dabei von Gottes und Rechtswegen in ein ungemein günstiges Licht stellte, hatte er wirklich die trostlosen Ereignisse früherer Jahre vortheilhaft zu balanciren gewußt. Gewöhnliche Vergehen, würden gänzlich durch die spanischen Lorbeeren unsres Helden gesühnt werden sein; aber Herr von Schnappbahnski begriff, daß er ein zu interessanter Sünder sei, als daß nicht noch einige außerordentliche Mittel zu seinem Heile angewandt werden müßten.

Er miethete daher einige seiner alten spanischen Genossen, mehrere seiner Kameraden unter Don Carlos, die nach ihrer Rückkehr aus Spanien an der Wüsten-Leere der Taschen litten, und sandte sie als die Herolde seines Ruhmes, oder besser als die Rosenöl-Flaschen, die ihm den erwünschten guten Geruch bereiten mögten, voraus nach München. Die zwei hauptsächlichsten dieser Ruhm- und Rosenöl-Flaschen waren der Königl. . . . Oberst Graf R. und der frühere Königl. . . . General von R.; zwei Leute die des blanken Geldes gerade so dringend bedurften, wie Herr von Schnappbahnski des guten Geruches.

Einmal engagirt, waren Graf R. und General von R. viel zu ehrliche und gewissenhafte Spießgesellen, als daß sie nicht alles aufgeboten hätten, um

den Sold ihres Meisters auch wirklich zu verdienen. Sie zogen von Haus zu Haus agitirend und intriguirend und als vierzehn Tage herum waren, da duftete auch schon ganz München nach dem Ruhme des trefflichsten aller Ritter, nach den Lorbeern des Herrn von Schnappbahnski.

Endlich erschien unser Held in eigner Person und es war nicht anders als ob ein zweiter Frühling über der Bier-Metropole emporstiege. — Die Männer zitterten, die Weiber erröthteten und gewandt wie ein Wiesel wedelte und scharwenzelte der edle Ritter durch alle Salons. Man kann wirklich sagen daß unser Held in diesem Augenblicke seine schönsten Triumphe feierte.

Meine Leser werden es mir hoffentlich erlassen, dieselben weitläufig zu schildern. Es wäre auch unmöglich den edlen Ritter ganz naturgetreu zu zeichnen. Herr von Schnappbahnski strahlte von Anmuth und Tugendhaftigkeit; nach Kurzem war er schon wieder ganz der Alte und wenn er Morgens, Mittags und Abends in den Spiegel sah, da verbeugte er sich vor seinem eignen Antlitz und gestand sich die Hand auf's Herz legend, daß er der schönste Mann seines Jahrhunderts sei.

In München weilte damals in der Nähe des kunstsinnigsten aller christlichen Germanen ein gewisser

Herzog von . . . . . , ein Mann den die Mainzer und Coblenzer Bajaderen beſſer als alle züchtigen Weiber der Gegenwart zu ſchätzen wiſſen werden. Wenn ſie ihren Freund auch einſt incognito an die friſche Luft ſetzten, ſo machte dies wenig aus. Der Herzog verſöhnte ſich wieder mit ſeinen alten Bekanntinnen und die guten Mainzer und Coblenzer wiſſen von dem freudenfreundlichen Manne viel galante Affenteuer zu erzählen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Herzog bei ſeinem Münchener Aufenthalt auch auf den Ritter Schnappbahnski ſtieß . . . Tagtäglich hörte er von der ruhmreichen Vergangenheit unſres Helden erzählen und es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſchließlich vor Eiferſucht zu zerſpringen meinte. Als man daher einſt ſeinen trefflichen Rivalen wieder bis in den Himmel erhob, ſtrich der Herzog nachläſſig den Schnurrbart und meinte, daß er nach den Antecedentien des edlen Ritters nicht leicht an ſeine hohe Bravour glauben könne. Wie ein Nadelſtich traf dieſe Aeußerung das fröhliche Herz unſres armen Ritters und kaum davon in Kenntniß geſetzt, läßt er den Herzog auch ſchon wegen ſeiner unerquicklichen Aeußerung zur Rede ſtellen. Er bemerkt ihm, daß Alles nur auf Unkenntniß beruhen könne, und daß er, der edle Ritter Schnappbahnski, ſich wegen ſeines unvergleichlichen

Heldenthume auf das Zeugniß des — Generals von R. berufe, den der Herzog jedenfalls als competent anerkennen werde . . . vor allen Dingen möge der Herzog seine Aeußerung zurücknehmen.

Der Freund der Mainzer und der Coblenzer Bajaderen weigert dies, und im Nu verbreitet sich die Geschichte durch alle Salons.

Herr von Schnapphahnski sieht sich daher in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, dem Herzoge mit der ganzen unerbittlichen Frechheit eines Ritters ohne Furcht und Tadel auf den Hals zu steigen und als er ihn furchtsam findet: fordert er ihn.

Selten hatte unserm Helden der Stern des Glückes heller gestrahlt als dieses Mal. Der Herzog will sich nämlich nicht schlagen; er verkriecht sich hinter seine Souveränetät und behauptet, daß im unglücklichen Falle alle Bäche und Flüsse von den Thränen seiner Unterthanen zu reißenden Strömen angeschwemmt, Häuser und Weingärten hinwegreißen würden, daß sein etwaiger Tod das europäische Gleichgewicht stören könne u. s. w., kurz, jemehr sich der Herzog weigert, auf ein Duell einzugehen, desto gewaltiger schwillt unserm Falstaff-Schnapphahnski der Kamm und als der Herzog endlich sein letztes Wort gegeben, da erklärt ihm der edle Ritter, daß der Herzog, wenn er sich wirklich dauernd hinter seiner

Souveränetät verſtecke, auch in ſeinem Herzogthum bleiben und ſich mit einer chineſiſchen Mauer umgeben müſſe, denn an jedem andern Orte werde Se. Hochgeboren ſo frei ſein, den unübertrefflichen Souverän mit der Hundspeitſche zu bedienen.

Münchens kunſtſinnigſter Barde, dem dieſe Aeuſſerung überbracht wurde, nahm ſie im höchſten Grade übel und unſer Ritter hatte das Pech, zwar nicht in ein Kirchenfenſter des Kölner Doms, wohl aber aus den heiligen Bierſtaaten Sr. Majeſtät für immer verbannt zu werden.

IX.

Wien.

Ich habe mir oft im Leben Feinde gewünſcht, bittre böſe Feinde in Menge. Nichts ſchien mir langweiliger, als mit der ganzen Welt auf gutem Fuſſe zu ſtehn. Nun ich älter werde, begreife ich allmählig, daß mein Wunſch in Erfüllung gehen

mag, ja, ich glaube an Vater Göthes Worte und ſinnend ſchaue ich hinaus in die Zukunft.

Was wird ſie bringen? Wer wird mein Feind ſein? Schütze mich Gott vor den Weibern!

Ja, ihr unſterblichen Götter, beſchützt mich vor dem Haß der Weiber! Kränkt mich mit falſchen Freunden, plagt mich mit tobenden Gläubigern; hetzt mir alle Windhunde der Literatur auf den Leib und alle Erzengel der Gerechtigkeit — es wird mir einerlei ſein; nur bringt mich nicht um die Liebe der Weiber! — O, ein Weib kann entſetzlich ſein.

Wehe, wenn eine ſchöne Frau dir Rache geſchworen! Du biſt verloren; ſie wird dich verderben. Lachen magſt du, wenn ſie mit dem kleinen Fuße den Boden ſtampft; lachen, wenn ſie die Lilienfinger zu zorniger Fauſt ballt! lachen, wenn ſie erröthet bis über den Buſen; lachen, wenn ihre Augen Schmerz und Erbitterung funkeln; lachen, wenn ſie gebrochnen Lautes dich verflucht und verdammt, und lachen, wenn ſie groß, ſchlank und gebieteriſch ſich erhebt, um dir höhniſch die blendenden Zähne zu zeigen. Ja, lachen magſt du für einen Augenblick, für einen Monat, für ein Jahr; aber kommen wird endlich der Tag, wo ihr Zorn dich erreicht, wo ſie mit grauſamen Händen dein zitterndes Herz packt, wo ſie dein Herz aus der ruchloſen Bruſt reißt und das

blutbrothe Herz hell-jubelnd in die Luft wirft und es wieder auffängt wie einen Ball, ja Ball mit deinem Herzen spielt, bis es gebrochen und verblutet ist dein armes blutrothes Herz . . .

Herr von Schnapphahnski hatte nicht das Glück, von einer schönen jungen Frau gehaßt zu werden, was aber noch weit schlimmer war: es haßte ihn eine Frau, die früher einmal schön und jung gewesen.

Von München hatte sich unser Ritter nach Wien gewandt. Es war im Februar 1810. Voran eilten ihm wieder Graf K. und General R., die bankerotten Genossen der spanischen Kriege, um ihrem Herrn und Meister den Weg zu bereiten. Wenn sie den Ruhm unseres Helden in München ausgeflüstert hatten, so suchten sie ihn in Wien auszuposaunen. Alle Springfedern wurden wieder in Bewegung gesetzt. Graf K. und General R. wetteiferten in Erfindung der mährchenhaftesten Aventüren. Ein Louvet hat seinem Chevalier keine interessanteren Streiche angedichtet, als die beiden Landsknechte des Don Carlos unserem trefflichen Junker.

Weit vor den Gasconnaden der beiden sinnreichen Herolde, flog indeß unserm Ritter ein solcher Ruf von Unausstehlichkeit und Impertinenz, von Indiskretion und Effronterie vorher, daß sich schon längst, ehe er in Wien eintraf, eine wahre Ligue in der

Wiener Geſellſchaft gebildet hatte, die feſt entſchloſſen war, unſern Helden weder zu ſehen noch zu empfangen. Die Geſchichte mit der Gräfin S., die Jedermann bekannt war, trug viel zu dieſer allgemeinen Abneigung bei. Man fragte ſich erſtaunt, wie es ein Edelmann noch wagen könne, öffentlich aufzutreten, wenn er ſich jeden Augenblick den Stöcken der gräflichen Lakeien ausſetzen müſſe, und mit ſtillem Hohngelächter ſah man der Ankunft des Ritters entgegen. Endlich erſchien er, ſchön wie immer.

„Zierlich ſaß ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde ...“

Beau Brummel, der Dandy König Georg's IV., ſtändelte nicht koketter durch das Drawing-room ſeines Herrn, als Hr. v. Schnappbahnski durch die Wiener Gaſſen. Aber ach, vergebens war alle Liebenswürdigkeit unſeres Ritters. Umſonſt ließ er alle Minen ſpringen. Das ganze Pulver ſeiner Frechheit verſchoß er Schuß auf Schuß; aber er ſchoß keine Breſche in die Wiener Geſellſchaft.

Ein einziger Mann, ein Löwe der Wiener Salons, Fürſt H . . . nahm ſich zuletzt aus Mitleid ſeiner an und vielleicht hätte der große Credit dieſes Mannes ihn „durchgeſetzt,“ wenn ſich nicht plötzlich wieder eine andere Jugendſünde unſeres Helden, ganz

im Style ſeines Abenteuers mit Carlotten, auf eine ſchreckliche Weiſe an ihm gerächt hätte.

Die kleine Hiſtorie, die wir jetzt erzählen werden, greift ſo tief in das Wiener Leben ein, und berührt ſo weltbekannte Perſonen, daß wir uns, um nicht indiskret zu werden, lieber aller Ausſchmückungen enthalten wollen, um uns rein an die vorliegenden von ſehr guter Hand geſchriebenen Aktenſtücke zu halten.

Prahlend hatte nämlich einſt ein Herr von Schnapphahnski bei ſeinem Aufenthalt in Paris einigen Freunden das Portrait der Fürſtin . . ., der Gemahlin jenes Mannes, vorgezeigt, der noch bis vor Kurzem die Geſchicke ſo vieler Völker in ſeinen Händen hatte, und der vielleicht in dieſem Augenblicke mit dem alten Uſurier der Tuillerien auf dem Schachbrett jenes Spielchen wieder aufnimmt, was er auf dem Felde der Politik jüngſt ſo ſchmählich verlor.

Herr von Schnapphahnski rühmte ſich, daß er in der Gunſt dieſer Dame geſtanden habe.

„Die Fürſtin, hinlänglich blaſirt darüber, wenn man ſich ihrer Liebesgunſt rühmte, wo dieſe wirklich geſpendet wurde, wollte es gleichwohl nicht dulden, daß ihr Ruf leide, wo ſie keine Gegenleiſtung erhalten hatte.“ — Ich führe dieſe Paſſage wörtlich aus den vorliegenden Manuſcripten an, da ſie von zu köſtlicher Naivetät iſt, als daß auch nur ein Jota

daran verändert werden dürfte. Wohl zu merken: die Fürstin will ihrem Gemahle nur deswegen keine Hörner von unserm Ritter aufgesetzt wissen, weil sie keine „Gegenleistung" von ihm erhalten hat!

Giebt es eine feinere Wendung des Stoffes? Gegenleistung, ja, Herr von Schnappsbaueli, Gegenleistung! Prägen Sie sich das tief in's Gedächtniß. Gegenleistung! that 's the job. Leisten Sie etwas, Herr von Schnappsbaueli. Um Gottes Willen, leisten Sie etwas, ehe Sie sich ihrer Eroberungen rühmen, sonst wird man auf allerlei seltsame Vermuthungen kommen. Man verlangt nicht von Ihnen, daß Sie ein Maximin sind, ein Mann wie jener kräftige Jüngling in goldener Rüstung, von dem alle römischen Damen Mutter zu werden wünschten, und der auch viele Schmachtenden zu trösten wußte, ehe sein abgeschlagenes Haupt, gleich einem „schönen Gespenste" von dem Gitter seines Palastes sah. Man verlangt auch nicht, daß sie dem Stuhlrichter Warga, jenem Grauer Repräsentanten, gleichen, gegen dessen Zulassung zum ungarischen Parlamente man im verflossenen Juli in Pesth so sehr protestirte, weil der glückliche Mann, während seiner 10jährigen Amtsdauer 1000 Mädchen verführte . . ., nein, auch mit den handfesten Lakaien des Grafen S. aus O. in Schlesien will man Ihnen gern den Wettstreit

erlaſſen; aber lieber, theurer Ritter, leiſten Sie etwas, etwas! etwas! denn bei all' Ihren Liebſchaften, die wir erzählten, ſind Sie noch nicht bis zu dem Punkte gekommen, der gerade die Pointe jeder Liebſchaft iſt . . . weder bei der Gräfin S., noch bei der Schweſter des Grafen G., noch bei Carlotten, ja, leiſten Sie etwas, und das recht bald, ſonſt werden Ihnen alle Ihre trefflichen Reden nichts nützen, ſonſt werden trotz aller Ihrer angenehmen Manieren, die Geiſter der Unweiſen auf der Gallerie ſitzen und über Sie lachen, ſonſt wird man trotz alledem jenen hübſchen Vers auf Sie anwenden, daß ſehr oft die

„ . . . . . genus d'esprit, d'ailleurs tres estimables
Ont fort peu de talent à former leurs semblables."

Die Fürſtin . . . wollte alſo nicht, daß unſer Held ſich ihrer Liebe rühme, ohne ihr Gegenleiſtung gewährt zu haben. Armer Schnapphahnski, das war Pech! — Gott weiß es, heißt es in den betreffenden Dokumenten weiter, wie der Ritter zu dem Portrait der Fürſtin gekommen war. Sicher iſt, daß er die Gunſt jener hohen Frau nie genoſſen, und daß er ſich derſelben mit vollkommenem Ungrund rühmte Uebrigens iſt die Fürſtin ſeine . . . und er kann daher auf verwandtſchaftlichem Wege leicht zu dem Miniatur-Portrait gekommen ſein, das er als Beweis-pièce vorzeigte.

Madame . . ., der die freche und grundlose Kompromittirung von Seiten unsres Helden längst zu Ohren gekommen war, wurde natürlich sehr lebhaft daran erinnert, als sie den edlen Ritter plötzlich in eigner Person nach Wien hinüber veltigiren sah und es war hauptsächlich durch ihre Vermittlung, daß jene League entstand, welche Sr. Hochgeboren den Zutritt zu der Wiener Gesellschaft à tout prix zu verbarrikadiren suchte.

Man verbrüderte sich förmlich, um ihn weder zu empfangen, noch um irgend ein Haus zu besuchen, wo er empfangen wurde. Einer Dame, bei welcher er seinen Besuch durch den Fürsten H . . . bewerkstelligte, wurde ohne Weiteres notifizirt, daß sie auf alle andern Besuche verzichten müsse, wenn sie den Ritter Schnapphahnski bei sich empfange.

Die Anstrengungen des Grafen R. und des Generals v. R. waren nutzlos; ihre besten Anekdoten blieben ohne Erfolg; der Ruf unsres Helden war für immer untergraben, und unerbittlich schlossen sich vor ihm alle Thüren.

Herr von Schnapphahnski überzeugte sich davon, was es heißt, mit wüthenden Frauen zu thun zu haben. Gegen ein feindlich gesinntes Weib helfen weder Säbel noch Pistolen; ein Weib, das dich vernichten will, ist gefährlicher als alle falschen Freunde,

als alle wüthenden Gläubiger, als alle bezahlten literariſchen Windhunde, als tauſend Sbirren; eine Frau die dich haßt, wird dich eher nieder werfen, als ein Regiment Dragoner, als eine Batterie Vierundzwanzigpfünder, ein Weib iſt allmächtig. Wehe dir, wenn ſie mit ihren ſchwachen Händen in die Räder deines Schickſals greift: zitternd wirſt du zum Stillſtand kommen! Und wäre auch bei der Dauer des Kampfes das Roth ihrer Lippen verblichen, der Glanz ihres Auges erloſchen und das Braun ihrer Haare ſilberweiß geworden: kommen wird die Stunde, wo ſie ihren Fuß auf deinen Nacken ſetzt, wo ſie ſich königlich ſchön erhebt, wo ſie in der Majeſtät des Glückes mitleidig auf dich hinablächelt und wo du fühlſt, daß du ein Leben der Schmach hinter dir haſt, ein Leben der Schande, weil du dich vergingſt, ja, weil du geſündigt haſt an einem Weibe. —

Wie geſagt, Herr von Schnapphahnski machte in Wien vollſtändig Fiasco. Aus München hatte man ihn ausgewieſen, weil er ſo dreiſt war, ſich an einer furchtſamen Souveränität zu vergreifen; aus Wien wurde er durch die Abneigung der Damen verjagt, die alle bei dem Gedanken zitterten, daß ſie ſich bei der geringſten Berührung mit dem herrlichen Ritter, auch ſchon nach Kurzem in ein ſüßes Verhältniß mit ihm verwickelt hören müßten.

Ingrimmig verließ Se. Hochgeboren Wien. Aber wie er nie damit zufrieden war, eine einfache Niederlage erlitten zu haben, so konnte er auch dieses Mal nicht umhin, einem Unglück noch eine Jämmerlichkeit hinzuzufügen. Er suchte nämlich die Fürstin . . dadurch zu strafen, daß er über den wirklichen Geliebten derselben, über den spanischen Chevalier . . . eine Infamie erdichtete und veröffentlichte; eine Infamie, von der er seinen Bekannten selbst eingestand, daß er sie nur fingirt habe, um sich an der Fürstin zu rächen. Glücklicherweise brachte ihm diese Niederträchtigkeit eine wohlverdiente Züchtigung.

X.

Die Huldigung.

Es ging Herrn von Schnarphabnski wie den jungen Katzen, die sechs Mal aus der Dachrinne in die Straße hinunterpurzeln können ohne den Hals zu brechen. Unser Ritter besaß wirklich vor allem

Andern die Eigenſchaft, daß er ein unbeſchreiblich zähes Leben hatte.

Nach ſo fatalen Niederlagen, wie ſie unſer Held in München und Wien erfuhr, würde jeder andere Menſch nach Indien, nach Amerika, oder nach einem Eiland des ſtillen Oceans gereiſt ſein. Nur ein Schnappbahnski durfte noch hoffen, auch an einem andern Orte eine Rolle ſpielen zu können.

Der Ritter konnte ſich gratuliren, daß er deutſcher Abkunft war, oder eigentlich waſſerpolakiſcher. Wäre er als Pariſer oder Londoner einmal in recht Schnappbahnski'ſcher Weiſe durchgefallen, ſo würde er ſich ſchwerlich ſo ſchnell wieder erholt haben. Bei den vielen Höfen des deutſchen Vaterlandes wußte ſich der erfinderiſche Mann aber ſchon eher zu retten, und Gott weiß es, zu welchen verwünſchten Prinzeſſen er ſich noch hinabgelaſſen hätte, wenn nicht um die Mitte des Jahres 1810 durch den Tod eines großen Monarchen plötzlich ſo viele Hinderniſſe für unſern Helden aus dem Wege geräumt worden wären, daß er ſchnell wieder den Plan aufgab, ſich einſtweilen nur in den mehr verborgenen Sphären des germaniſchen Adels herumzutreiben, und es abermals wagen zu können glaubte, ſogar in Berlin ſein holdes Antlitz von Neuem ſehen zu laſſen.

Sollte man es glauben? Schnapphahnski wieder in Berlin! — Man wird über die Keckheit unſeres Helden lachen, wenn man bedenkt, wie ſchmählich er das dortige Feld einſt räumen mußte. Wurde nicht das Abenteuer aus O in Schleſien und das Duell aus Troppau noch manchmal bei Hofe erzählt? Lächelte nicht Carlotta noch immer ſo ſelig von der Bühne hinab in das Parquett, wo der Adonis der Garde ſtand, und wußte man nicht noch allerwärts die rührende Geſchichte jener armen Tänzerin, die ſich gerade ſo großmüthig von des Ritters Diamanten trennte, wie der Ritter die Tänzerin ungroßmüthig im Stiche ließ? Aber alles das machte nichts. Der Ritter war davon überzeugt, daß noch etwas aus ihm werden könne. Sein gewaltigſter Feind war dahin; neue Geſichter verdrängten die alten, und unſer Held hätte nicht Schnapphahnski heißen müſſen, wenn er nicht verſucht hätte, die Wendung der Dinge auch für ſich zu exploitiren. Keck ſetzte er den Fuß wieder in das Berliner Leben.

Schnapphahnski mußte etwas wagen, denn er hatte drei Sachen nöthig, drei Dinge die man ungern im Leben zu entbehren pflegt. Unſer Ritter bedurfte des Vergnügens, der Ehre und des Geldes; nach dem letzteren ſehnte er ſich am meiſten. Für das Vergnügen war in Berlin ſchon geſorgt; Ehre konnte

der Umschwung der politischen Zustände mit sich bringen; mit dem Gelde sah es am schlimmsten aus, und kopfschüttelnd dachte unser Ritter bisweilen an das alte Sprüchwort: „Wo Geld ist, da ist der Teufel; aber wo kein's ist, da ist er zwei Mal."

Ueber die Geldverhältnisse unseres Helden finden wir in den schon erwähnten Dokumenten die genauesten und wichtigsten Aufschlüsse. Wir würden unserm Freunde gern die Demüthigung ersparen, so vor allem Volke seine Tasche umzukehren. Leider sehen wir uns aber gewissermaßen dazu gezwungen, denn die spätern Liebesabenteuer unsers Ritters stehen in so genauem Zusammenhange mit seinem Beutel, daß wir wirklich das Eine nicht ohne das Andere schildern können.

„Die in der Wasserpolackei gelegenen Güter Schnappbabuski's" — heißt es in unsern Notizen — „waren fast gänzlich ertraglos, da enorme Schulden auf ihnen lasteten; Schulden, die dadurch täglich stiegen, daß der edle Ritter auch nicht im entferntesten nur so viel Einkünfte besaß, als zur Bezahlung der Hypothekenzinsen nöthig waren. Der Vater Schnappbabuski's schaffte sich einen Theil dieser Schuldenlast auf höchst geniale Weise vom Halse, indem er sich seiner Zeit freiwillig interdiciren ließ. Die Güter gingen durch dieses Manoeuvre auf den da-

mals noch blutjungen Ritter über, der die Schulden des Vaters nicht bezahlte, da Majorate nicht angreifbar ſind und ſelbſt auf die Revenuen derſelben nur ſo lange von den Gläubigern gerechter Anſpruch gemacht werden kann, als der eigentliche Schuldner Herr des Majorates iſt.

Durch dieſes feine Finanzkunſtſtück der Familie Schnappbahnski war zwar mit den Schulden großentheils tabula rasa gemacht und manche bürgerliche Canaille ruinirt worden. Aus Mangel an jedem Betriebskapitale geriethen indeß die Güter ſehr bald wieder in die alte Lage. Alle ihre Einkünfte wurden abermals verpfändet und der ganze Beſitz war wiederum von Hypotheken erdrückt. An und für ſich ſind die Einkünfte dieſer Güter ſehr bedeutend.

Tzzizzizzi — hier trägt das Manuſcript einen unausſprechlich ſchönen, waſſerpolackiſchen Namen, den wir dem Scharfſinn unſerer Leſer zu buchſtabiren überlaſſen — alſo, an und für ſich ſind die Einkünfte dieſer Güter ſehr bedeutend. Tzzizzizzi hat in ganz Deutſchland die beſte Zucht von Merino-Mutterſchaafen und Böcken — „ich bitte meine freundlichen Leſerinnen höchſt aufmerkſam zu ſein, da meine Skizzen über Herrn von Schnappbahnski in dieſem Augenblicke ſehr belehrend werden“ — „dieſe Merino-Mutterſchaafe und Böcke werfen allein jährlich einen

Ertrag von 60,000 Thalern Revenue ab, von denen Se. Hochgeboren indeß damals nicht einen Heller beſaß.“ —

Armer Schnapphahnski! Für 60,000 Thaler Schaafe und Böcke und dann nicht einmal einen Pfennig Einkommen. — Das iſt unbegreiflich, das iſt entſetzlich! Uebrigens hat die Geſchichte etwas ſehr patriarchaliſches. Man denke ſich den kleinen Schnapphahnski „ſporenklirrend, ſchnurrbartkräuſelnd“ mitten zwiſchen ſeine Schaafe und Böcke tretend. Zu ſeiner Rechten ſtehen die Schaafe, zu ſeiner Linken die Böcke. „Verehrte Mutterſchaafe und Böcke,“ beginnt Schnapphahnski — „ich bin im höchſten Grade erfreut Euch wieder zu ſehen Ich habe viel gereiſt und außerordentliche Thaten bezeichnen meine Laufbahn. In O. in Schleſien, ſetzte ich dem Grafen S. ein Paar Hörner auf.“ — hier unterbrach den Redner das freudige Geblök ſämmtlicher Böcke — In Treppau erſchlug ich den wilden Menſchenfreſſer, den Grafen G. (allgemeines Erſtaunen). In Berlin koſtete ich den Lilienleib Carlottens (alle Schaafe ſchlagen verſchämt die Augen nieder). In Spanien erwarb ich mir unſterblichen Ruhm unter Don Carlos (Schaafe und Böcke brechen in Oho und Bravo aus). In München erſchoß ich den Herzog von . . . . . und wurde deswegen verbannt (ſchmerzliche Rührung

auf allen Gesichtern). In Wien drohte mich die Liebe der Damen zu erdrücken — (die Böcke wedeln und beißen einander in die Ohren). Verehrte Heerde, theure Majorats-Mutterschaafe und Böcke! Ihr begreift, daß mich ein wehmüthig süßes Gefühl beschleichen muß, wenn ich nach so ungewöhnlichen Fahrten und Schicksalen endlich in Euren stillfriedlichen Kreis zurückkehre (stilles Einverständniß aller Seelen). O, es ist mir zu Muthe, wie einem jener alten Nomaden, die uns das Buch der Bücher in so trefflichen, arabeskenhaften Mährchen zu schildern sucht. Gleiche ich nicht einem Joseph, einem Benjamin oder lieber jenem:

— — — Sohne des Hettiten,
Der einst die Maulthier' in der Wüst' erfand,
Als er des Vaters Esel mußte hüten?

(Allgemeines Interesse.)

O, ihr Gespielen meiner Jugend, ihr lieben Angehörigen der Familie Schnapphahnski, seid mir gegrüßt, ja, seid mir von Herzen willkommen! Mit Euch aufgewachsen bin ich, ihr unvergleichlichen Mutterschaafe, und gern denke ich noch daran, wie ich Euch oft so zärtlich an die Lämmerschwänzchen faßte. Ja, mit Euch habe ich mich entwickelt, ihr herrlichen Böcke und nie werde ich vergessen, daß ich von Euch alle meine tollen Sprünge lernte, bis ich

endlich älter und erfahrener wurde, und zu einem großen Sündenbock gedieh (Rauschender Beifall.) Ihr Schaafe zur Rechten und ihr Böcke zur Linken, hört meine Rede! Beide liebe ich Euch, und es ist nur aus altadliger Courtoisie, daß ich mich gewöhnlich mehr der Rechten zuwende; ja, Euch ihr trefflichen Mutterschaafe, da ihr der Stamm und der Hort der ganzen Race seid. (Bravo! Bravo! auf der Rechten.) O, mein Enthusiasmus für Euch und für diese Versammlung kennt keine Gränzen. Mit Euch, ihr Schaafe und Böcke, will ich schaffen und wirken für alle Schaafe und Böcke außerhalb dieser Versammlung. (Stürmische Jubelunterbrechung.) Groß ist unsere Aufgabe, aber nichts wird uns erschüttern. Einer der kühnsten Streiter stehe ich unter Euch, heiter das Haupt erhebend, und nur eins, ach, kränkt mich und schnürt mir das Herz zusammen (peinliche Aufmerksamkeit und lautlose Stille). Ja, eins nur thut mir weh, daß Ihr herrlichen Merino-Mutterschaafe und Böcke alle miteinander hypothezirt seid, und daß ihr nicht geschoren werde' — für mich."

Es wird meinen Lesern nicht entgangen sein, daß die Beredsamkeit unsres Helden namentlich in einer tieftraurigen elegischen Wehmuth ihren Hauptreiz hat. Viele der ausgezeichnetsten Schaafe und Böcke haben mir versichert, daß sie bei verschiedenen

Gelegenheiten wahrhaft davon bezaubert gewesen seien und sich schon bereit gehalten hätten, den Demosthenes der Wasserpolakei mit einem Donner des Beifalles auf seinen Sitz zu begleiten, wenn nicht wider Erwarten, trotz aller adlig-patriarchalischen Phrasen, schließlich der Finanznoth blasse Wehmuth, tiefe Trauer, zum Vorschein gekommen wäre und der ganze Sermon in einem unsterblichen Gelächter sein Ende erreicht hätte.

Ja, die Finanznoth! Sie spielt in dem Leben unseres Helden eine eben so große Rolle als die Liebe. Die Finanznoth war es auch, welche Sr. Hochgeboren vor allen Dingen wieder nach Berlin trieb.

Es wäre hier die Stelle, näher auf die Festlichkeiten einzugehen, die bei der Huldigung im Spätjahre 1840 in Berlin stattbatten. Wir unterlassen dies aber. Herr von Schnapphahnski hatte sich natürlich sehr darauf gefreut. Er hoffte, daß man bei dem allgemeinen Tumult nicht mehr an seine seltsame Vergangenheit denken würde. Mit der angebornen liebenswürdigen Frechheit glaubte er das Verlorene wieder erobern zu können und dann auch schnell zu Amt, Ehre und Credit, kurz, zu Allem zu gelangen was das Dasein wünschenswerth macht.

„In Berlin“ — heißt es in unſern Manuſcripten — „wartete Sr. Hochgeboren aber ein äußerſt ſchlechter Empfang von Seiten der ſchleſiſchen Ritterſchaft. Nach langen Debatten beſchloß dieſelbe nämlich, zu einem Diner, das ſie als Korporation gab, Hrn. von Schnapphahnski nicht zuzulaſſen. Unſer Ritter fand ſich aber dennoch ein und ſetzte ſich mit zu Tiſche. Da erhob ſich die ganze Ritterſchaft . . .

XI.

Die Nordſee.

Die Gelehrten, die in keinem Punkte übereinſtimmen, ſind natürlich auch darüber uneinig, was aus Sr. Hochgeboren dem Ritter Schnapphahnski wurde, nachdem er in Berlin ſo glänzend fiasco gemacht hatte. Einige behaupten, er ſei ſofort auf ſeine Güter nach der Waſſerpolackei gereiſt; Andere laſſen ihn dagegen nach Norden ziehen und ſchwören

darauf, daß er plötzlich auf einer Insel der Nordsee, unter dem Namen eines Grafen G. v. W. zum Vorschein gekommen sei, um eins der trefflichsten Abenteuer seines Lebens zu bestehen.

Schnapphahnski, oder vielmehr Graf G. v. W. — erzählt uns einer dieser Herrn — war des Lebens müd und matt, als er von dem Huldigungsfestmahl aufstand. Er sprach kein Wort mehr, er ließ seine Sachen packen, und bestellte Postpferde in die weite Welt — zunächst nach Hamburg.

In Hamburg hatte unser Ritter nicht im geringsten etwas Böses vor — denn ach, unser Held war zu kaduck. Er fühlte, daß er sehr unglücklich sei und da gegen alles Unglück nichts besser ist, als eine ausgezeichnete Cigarre, so hielt sich der hohe Reisende nur deswegen einige Tage in der liebenswürdigsten aller deutschen Städte auf, um die besten Importirten zu kaufen, die je die Magazine des Jungfernstieg durchduftet.

Als aber nun Koffer, Taschen und Büchsen mit den braunen Kindern der Havanna reichlich gefüllt waren, bestieg unser Held den Dampfer und fuhr die Elbe hinab, hinaus in die dicke blaue Meerfluth.

In der frischen, freien Natur, dachte der Ritter, wirst du all dein Mißgeschick vergessen. Verflucht sei das Land! Gesegnet sei das Wasser! Wenn die

Wellen dich ſchaukelnd dahin tragen, und die Wolken wie geflügelte Gletſcher das Blau des Himmels durcheilen und wenn dich endlich ein Eiland aufnimmt, wo nur fromme, robuſte Fiſcher wohnen, und ſtämmige Nereiden und wohlmeinende Auſtern: O, da wird dein krankes Herz geſunden und du wirſt ein Glücklicher unter Glücklichen ſein und ein billiges, gottgefälliges Leben führen in Ewigkeit. —

Wie in ſo manchen Sachen, irrte ſich der Ritter auch in dieſem Punkte, denn nichts kurirt einen vernünftigen Menſchen weniger als die reine Natur, als eine ſogenannte ſchöne Gegend.

Mit unſerm kleinen, ſüßen Gewohnheitsplunder befinden wir uns in der finſterſten Gaſſe einer lärmenden Stadt auf die Dauer beſſer, als vom Frühroth umſtrahlt auf dem Gipfel der Alpen unter Gemsböcken und dummen Kuhhirten. Ich laſſe es mir gefallen, daß man ſich alle Jahre einmal auf den Rigi ſetzt, auf den Snowden oder den Blocksberg, um ſich davon zu überzeugen, daß unſer Herr Gott auf eine wahrhaft geniale Weiſe ſeine großen Bergklötze durcheinander würfelte — eine Stunde, einen Tag lang mag man Alles beſchauen; aber dann auch hinab zu der erſten beſten verwünſchten Prinzeſſin!

Was geht mich die ganze Schweiz an, wenn ich in ein paar ſchöne Augen ſehe?

Unſer Held war daher auf einem ganz gewaltigen Irrwege, wenn er durch ein dauerndes Schweigen in der ſchönen Natur zu geſunden dachte.

Hätte ich nur die Pläne des Ritters gewußt, und wäre ich damals in St. Petersburg geweſen, ſo würde ich meinem Freunde auf der Stelle geſchrieben haben: liebſter Ritter, kommen Sie wenigſtens nach St. Petersburg. Beſchauen Sie ſich die Paläſte Sr. Majeſtät, des großen Bären. Amüſiren Sie ſich an der ſteifen Parade der kaiſerlichen Truppen. Suchen Sie vergebens einige hungrige ruſſiſche Beamten zu beſtechen und fahren Sie auf einem abſcheulich guten Wagen nach Moscau, oder zu Schlitten nach Sibirien — Sie werden wie gerädert dort ankommen; Hören und Sehen wird Ihnen vergehen und Moſes und die Propheten werden Sie vergeſſen und folglich auch Ihr Unglück.

Oder reiſen Sie nach London! Ich gebe Ihnen ein Empfehlungsſchreiben mit an meine Freunde in Eastcheap. Dort treffen Sie den unvergleichlichen Sir John Falstaff. Er frühſtückt bei Frau Hurtig und wird Sie mit Dortchen Lackenreißer bekannt machen und mit Bardolph und Pistol und andern hervorragenden Perſönlichkeiten des Jahrhunderts.

Mancher wird Ihnen freilich versichern, daß dies nicht die beste Gesellschaft sei: aber das ist reine Verläumdung. Ein englischer Literat, Namens Shakspeare, ist schuld daran. Er hat in seinen verwerflichen Dramen die nachtheiligsten Dinge über den wahrheitsliebenden Sir John und über das tugendhafte Dortchen erzählt. Aber dafür erscheint er denn auch vor der Sternkammer, d. h. vor dem Zuchtpolizeigericht; die Klage lautet auf Kalomnie und da der unglückselige Angeklagte in dem rothnasigen Lord Brougham einen sehr schlechten Advokaten hat, so hofft man, daß besagter Herr Shakspeare wenigstens zu drei Monat Arrest und zu fünf Jahr Verlust der bürgerlichen Rechte verdonnert wird. Was können Sie also Besseres thun, als nach London reisen, um diesen famosen Prozeß mit anzuhören?

Oder reisen Sie nach Paris! Paris ist der einzige Ort, wo ein vernünftiger Mensch auf die Dauer leben kann. Stellen Sie sich auf dem Place de la Concorde, und wenn die Springbrunnen rings um Sie plätschern, und wenn seitwärts der Duft aus tausend Orangenblüthen emporsteigt, und wenn die Hieroglyphen des Obelisks von Luxor im Abendgolde brennen und der Blick sich rechts in dem Lindengrün des Tuilerien Gartens und links in der Weite der Elyseischen Felder und in dem Duft ver-

liert, der geiſterhaft über die Höhe des Arc de Triomphe einherwegt — und wenn ſich nun der Abendwind aufmacht und das Tönen der Muſik aus entfernten Gärten in leisverhallenden Klängen zu Ihnen herüberträgt und die reizenden Franzoſen mit ihrer ganzen Lebendigkeit an Ihnen vorübertanzen und jetzt die ſinkende Sonne ihren letzten Purpur, ihre flammenſten Roſenlichter auf die Wipfel der Bäume, auf die Perlen der Springbrunnen, auf das Blau der Wolken und auf die Wangen der lieblichſten Frauen der Welt wirft und endlich die ganze ungeheure Stadt, wie im Bewußtſein ihrer Schönheit, noch einmal im Rauſche der Liebe und der Wolluſt emporzujauchzen ſcheint — nun, lieber Ritter, da will ich ein Dromedar ſein, wenn Sie ſich nicht wie ein Gott fühlen, wenn Sie nicht Ihre Leiden vergeſſen, wenn Sie nicht gern die ganze Welt für einen Pariſer Pflaſterſtein verkaufen, für einen einzigen dieſer heiligen Steine, die heller durch die Geſchichte leuchten, als alle Kronjuwelen, ſo den Schädel eines Fürſten zierten, von Salomo bis auf Reuß LXXII.

Doch was hilft es, daß ich mir vorleiere, wie ich zu dem unglücklichen Ritter geſprochen haben würde? Unſer Freund ſehnte ſich weder nach den Eispaläſten Sr. Majeſtät des großen Bären, noch nach der Taverne in Eastcheap, noch nach dem

Obelisken von Luxor — traurig saß er auf dem Verdeck des schwankenden Dämpfers, die Möwen schrieen, die Wolken zogen und „stop!“ rief der Kapitain, da landeten sie auf einer Insel der Nordsee.

Ich mag es nicht unternehmen, meinen Lesern diese weltbekannte Insel näher zu schildern/ Hunderte der geistreichsten Schriftsteller haben sich schon an diesem Stoffe versucht und es hieße wirklich Wasser in den Rhein tragen, wenn ich den trefflichen Reisebeschreibungen jener guten Leute noch meine unvollkommenen Notizen hinzufügen wollte.

Beschränken wir uns daher auf die Mittheilung, daß das Leben auf der fraglichen Insel möglichst langweilig ist und daß es wirklich ein Wunder gewesen wäre, wenn der arme, melancholische Graf G. v. W. nicht schon nach Kurzem recht eigentlich mit sich zu Rathe gegangen wäre, wie er durch irgend einen tollen Streich die Einförmigkeit eines Daseins brechen könne, das gewiß am allerwenigsten geeignet war, um ihn die Stürme der Vergangenheit vergessen zu lassen.

Aber wie sollte man auf dieser einsamen Insel einen tollen Streich begehen?

Sollst du mit den Fischern auf's Meer ziehen? fragte sich der Graf. Sollst du dich mit dem ersten besten Engländer herumboren? Sollst du dich in

eine Muſter verlieben, oder ſollſt du gar zum Zeitvertreib heirathen? —

O, ihr unſterblichen Götter: heirathen! welch' eine Idee! Uebrigens wäre die Geſchichte doch nicht ſo übel, dachte der Graf. In der Ehe langweilt man ſich wenigſtens nicht mehr ganz allein: man langweilt ſich zu zweien; und dies iſt ſchon ein Vorzug, ein ſehr groſſer Vorzug! O, himmliſcher Vater, du weißt es, wozu die Langeweile einen Menſchen verleiten kann — —

Ja, du weißt Alles. Auch meine geheimſten Gedanken kennſt du und gewiß werden dir bei deinem vortrefflichen Gedächtniß, noch jene ausgezeichneten Gebete, oder wie der alte Kant ſagt, jene „oratoriſchen Uebungen" erinnerlich ſein, die ich manchmal in ſtiller Mitternacht, „aus einem Reſt von kindlichem Gefühle" zu dir emporlallte, wenn ich mit des Jahrhunderts lieblichen Töchtern des Vergänglichen viel genoſſen hatte und nun plötzlich auf den närriſchen Gedanken kam, daß ein treues Eheweib am Ende doch noch beſſer ſei, als alle jene undankbaren, unerſättlichen Loretten, die der böſe Herr Teufel gezeugt hat, mit der ſchönen Frau Venus.

Du haſt ſie gehört, jene rührende Gebete und du wirſt Sie gnädig verziehen haben.

Sieh, o Vater der Götter, Zeus du Wolkenverſammler — ſieh Jehovah oder Odin, oder wie du dich nennen willſt: auch heute befinde ich mich wieder in dieſer heirathsluſtigen Stimmung. Ich langweile mich auf dieſer einſamen Inſel; es iſt nicht gut, daß der Menſch alleine ſei; drum erhöre mein Gebet und nimm mir, wie weiland unſerm Ur-Groß-Onkel Adam, eine Rippe aus der Seite, auf daß ich morgen früh ein holdes, häusliches Weſen an meiner Bruſt finde, im leichten Nachtkleid, eine Roſe in Steifleinen. Alſo betete der Graf und wenn er nicht wirklich der Ritter Schnappbahnski war, ſo werden meine Leſer doch geſtehen müſſen, daß die „oratoriſchen Uebungen“ unſres Helden eine frappante Aehnlichkeit mit den Herzensergüſſen Schnappbahnski's hatten.

Wie dem aber auch ſei, ſo viel iſt gewiß, daß der Himmel das Gebet des unglücklichen Grafen erhörte — wenn auch gerade nicht in ſtreng-alteſtamentlichem Sinne.

Denn ſieh, als unſer Graf einſt, mit mehreren gleichgeſinnten Badeſeelen in dem hübſchen Gemache ſeines Hotels ſaß und eben damit beſchäftigt war, ſtatt der Diamanten des reinſten Waſſers, die Perlen des vorzüglichſten Champagners in die Nacht ſeines gramvollen Lebens hereinſtrahlen zu laſſen, da

wurden plötzlich die Thüren geöffnet und betrat — — —

Die schöne Insulanerin war ein liebenswürdiges Mädchen. Sie zählte etwa 21 Jahre, als sie der Herr Graf kennen lernte. Prächtig schwarzes Haar umfloß die blendend weißen Schultern und der üppige Busen, die schlanke Taille und der kleine Fuß, doch vor Allem der Liebreiz ihres seligen Lächelns: Alles das hatte schon manchen Nordsee-Sohn halb toll gemacht.

Ja, schon mancher wilde Bursche war zahm und liebegefoltert vor ihr in den Staub gesunken; aber keck hatte sie noch immer den Fuß auf ihrer Verehrer Nacken gesetzt und der alte Ocean war der einzige, der sich rühmen konnte, daß er den Lilienleib der Schönen umschlungen und ihn im Gekräusel der Wogen davongetragen habe.

Da betrat Graf G. den Strand der Insel — — aber ich sehe zu meinem Schrecken, daß ich in vollem Zuge bin, eine Liebesgeschichte zu schreiben!

Genug, die schöne Insulanerin verliebte sich in den „reichen" Grafen; und der „bankerotte" Graf freute sich nicht wenig über sein rasches Glück. Die guten Eltern des armen Kindes waren zu sehr von den noblen Gesinnungen ihres Schwiegersohnes überzeugt, als daß sie seinen Werbungen etwas in den

Weg gelegt hätten und wer sonst von den einfachen Fischern den edlen Herrn mit so unendlichem Anstand Champagner trinken sah, der mußte sich gestehen, daß die jugendliche Insulanerin einen Gemahl bekomme, der überirdisch vornehm und liebenswürdig sei.

Se. Hochgeboren spielten die Karçe ausnehmend gut, ja sie spielten sie schließlich von der Nordsee-Insel hinüber nach Hamburg, wo sich wunderbarer Weise ein katholischer Geistlicher fand, der nicht die geringsten Schwierigkeiten machte das abenteuerliche Paar zu trauen.

Bei einem Hamburger Advokaten existiren noch heutigen Tages die Akten über diese Vermählung, die später zu einer der interessantesten gerichtlichen Untersuchungen Veranlassung gab. Es geht daraus hervor, daß der schöne, abenteuerliche Graf G. eigentlich durch nichts bewies, daß er wirklich der eheliche Sohn des Grafen G. v. W. u. s. w. sei. Da der Herr Pfarrer aber so gefällig war, den Akt der Trauung mit seinem Gewissen zu vereinbaren, so konnte sich die schöne Insulanerin nichtsdestoweniger bald Comtesse de G. nennen, und erschien unter diesem Titel mit ihrem Gemahle wieder auf der heimischen Insel, angestaunt von den nachbarlichen Fischern und vielfach bewundert von dem Schwarm

neugieriger Gäſte, den die Dämpfer von Hamburg aus nach dem felſigen Eiland hinüberbrachten.

Wochen und Monate floſſen ſo dahin, da trat eines Morgens der Herr Graf zu der liebenswürdigſten aller Gröſſinnen und kündigte ihr an, daß er trotz der intereſſanteſten Umſtände, in denen ſich die jugendliche Comteſſe befand, einmal hinüberreiſen müſſe nach dem Vaterlande um einige finanzielle Angelegenheiten zu ordnen, die lange genug vernachläſſigt worden wären. Vergebens bat die junge Dame, daß der Herr Gemahl ſo freundlich ſein möge, ſie mit ſich zu nehmen. Der Graf war unerbittlich und als am folgenden Tage Eos mit Roſenfingern emporſtieg und der Schlott des „Patrioten“ in die friſche Seeluft hinaus dampfte, da wurden zum Abſchied die Tücher geſchwenkt und die arme Comteſſe ſah ihren Gemahl — zum letzten Male.

Ja, der Herr Graf hat ſich ſeitdem nicht wieder auf der Inſel ſehen laſſen. Umſonſt waren alle Nachforſchungen. Vergebens arbeiteten Advokaten und Pfaffen und ſtille Verehrer ſkandalöſer Geſchichten Jahrelang daran, das Dunkel des gräflichen Verſchwindens aufzuhellen.

Keine Spur hat ſich entdecken laſſen wollen —

Sollte der Herr Graf vielleicht einige Aehnlichkeit mit unſerm Ritter Schnapphahneki gehabt haben?

Doch nein, es iſt nicht möglich! Auf Helgoland ſah man aber in jenen Jahren oft beim Sinken der Sonne eine hohe ſchwarz-gekleidete Dame das Ufer entlang wandeln. Sie führte ein reizendes Mädchen an ihrer Hand und wenn der Abendwind den dunkeln Schleier der ſeltſamen Frau emporhob, da ſah man in ein ſchönes, todtenbleiches Angeſicht.

XII.

Die Herzogin.

Wie ein begoſſener Pudel, bleich, zitternd, ſacht verließ unſer Ritter Berlin. Es war ihm zu Muthe, wie weiland in den Pyrenäen, als er, ein flüchtiger Lanzknecht, beſpritzt von altſpaniſchem Landſtraßendrecke, das Weite ſuchte und aus Verzweiflung Autor wurde, ja, Schriftſteller — das Schlimmſte, was einem Menſchen im Leben paſſiren kann.

Es fröſtelte unſern Helden. Die Zukunft dehnte ſich vor ſeinen Blicken, wie ein langer trüber Regentag. Gläſernen Auges ſtierte er hinaus in die Leere ſeines Daſeins, einem zerlumpten Auswanderer gleich der müßig über das wüſte, einförmige Wogen des Meeres ſchaut und mit ſich zu Rathe geht, ob er die Reiſe in eine neue Welt wagen oder ob er ſich lieber hinter einander erſäufen ſoll.

Die ekelhafteſte, hündiſchſte Phaſe des Unglücks iſt die, in der man gleichgültig und dumm wird. Ein Unglücklicher, der weint und wimmert wie ein verliebter arkadiſcher Schäfer, er kann ſchön ſein, man wird ihn lieben können, und blonde Poeten werden ihn beſingen und Stanzen und Sonnette auf ihn dichten, und blauäugige Mädchen werden an ihn denken noch manchen ſtillen Sonntag Nachmittag. Ein Menſch, der ſich, wie ein Laokoon, ſchmerzgefoltert durch die Schlangen des Mißgeſchickes windet: er wird unſere Herzen mit ſich fortreißen, und ein großer Meiſter wird ihn in Marmor hauen, und ein zweiter Leſſing wird vielleicht eine unſterbliche Kritik darüber ſchreiben, und kunſtſinnige Könige und klaſſiſche Schulmeiſter werden ſich daran erbauen bis an den jüngſten Tag. Und ein Mann endlich, der, jenem Römer gleich, mit kalt-bereiſcher Trauer auf den Trümmern einer Welt ſitzt: er wird uns

feſſeln durch die Ruhe ſeines Adleranges, durch die Allgewalt ſeines Schickſals. — Herr von Schnapphahnski ſchnitt aber leider weder ein Geſicht wie ein arkadiſcher Schäfer, noch wie der große Laokoon, noch wie ein alter Römer; er glich einem Unglücklichen, den man zehn Jahre lang in einem Zellengefängniſſe marterte, der ſich allmählig für den einzigen Menſchen auf der Welt hielt, weil er Niemand anders als ſich ſah; ja, der ſich endlich einbildete, daß er längſt geſtorben wäre und daß der Tod nur in dem Leben eines Zellengefängniſſes beſtehe, und der ſich immer mehr mit ſeinem Schickſale ausſöhnte, bis er zuletzt vor freudigem Wahnſinne ſtupide lachte, ja, bis ſeine Seele ſo geſpenſtiſch durch die eingefallenen Augen ſchaute, wie eine verwelkte Roſe durch das zerbrochene Fenſter eines Hauſes, das morſch und menſchenverlaſſen iſt und über Nacht zuſammenſtürzen wird in Staub und Aſche.

Genug, unſer Ritter war ein verlorener Mann; eine leichtſinnige Fliege, die in's Licht flog und ſich Kopf, Beine und Flügel verbrannte. Ja, noch mehr. Unſer Held hatte ſich blamirt; er hatte ſich lächerlich gemacht; er war „unmöglich“ geworden, in jeder Beziehung (ridicule et impossible).

Wir wollen es nicht verſuchen, die Monologe unſeres Helden wiederzugeben — die Monologe, die

er zwiſchen Berlin und der Waſſerpolacki hielt, wenn er bald die Götter bat, ihn in das räudigſte Schaaf zu verwandeln, das hypothezirt auf ſeinen Triften ging, und bald wieder wünſchte, ſeinen Kopf in beide Hände nehmen zu können, um ihn gleich einer Bombe in den Olymp zu ſchleudern, daß der alte Olympos platze mit all' ſeinen Göttern.

Schuldbeladen ſaß unſer Held auf ſeinen verſchuldeten Gütern. Seine Häuſer, ſeine Felder, ſeine Schaafe hatte er den Juden und den Chriſten verpfändet. Ihn ſelbſt hypothezirte das Schickſal. Schnapphahnski war nicht mehr der alte Schnapphahnski. Man ſagt, er habe in jenen Tagen manchmal in der Bibel geleſen — — erſt nach geraumer Zeit ſollte aus der melancholiſchen Puppe wieder der luſtige Schmetterling ſpringen. Dieſe Wendung in dem Trauerweiden-Leben unſeres Ritters trat dadurch ein, daß ihm einſt ein guter Freund aus alten Tagen ermunternd auf die Schulter klopfte und ihn darauf aufmerkſam machte, daß er durch die Liebe unglücklich geworden ſei und daß er folglich auch ſuchen müſſe, durch die Liebe wieder auf den Strumpf zu kommen. Ein tiefer Sinn lag in dieſen Worten, und als der wohlmeinende Freund unſeres Ritters noch hinzuſetzte, daß ſich ganz in der Nähe eine gewiſſe ſteinreiche Herzogin aufhalte, die zwar ein höchſt dornenvolles,

jedenfalls aber ein ungemein ergiebiges Feld der Eroberung darbiete, da erwachte unser Held plötzlich aus seiner Letbargie und faßte den Entschluß, seinen letzten großen Coup zuwagen — —

Ich komme jetzt im Laufe meiner Erzählung zum ersten Male an eine Stelle, wo ich unwillkürlich stutze und zurückschrecke. Die Feder versagt mir fast den Dienst; ich möchte sie gern wegwerfen; ich bin unschlüssig, ob ich überhaupt noch fortfahren soll: ich bin in der peinlichsten Verlegenheit. Meine freundlichen Leserinnen werden meine Noth begreifen, wenn ich ihnen rund heraus sage, daß ich dazu gezwungen bin, mich über eine Dame auszulassen, deren Schicksale so wenig an das Leben einer Heiligen erinnern, daß ich wirklich nicht weiß, ob nicht manche Lilienwange über meine Schilderung leise erröthen und manche kleine Hand diese Blätter zornig zerreißen wird in tausend Stücke. — Was soll ich thun?

Bin ich nicht bisher immer höflich gegen die Frauen gewesen? Suchte ich nicht die Ehre der trefflichen Gräfin S., jener schönen edlen Frau, in jeder Weise zu wahren? Vertheidigte ich nicht die Schwester des Grafen G.? Habe ich nicht von Carlotta die lautere Wahrheit gesagt? Nahm ich nicht die Tänzerin in Schutz und schilderte ich nicht

die Wiener Damen in ihrer ganzen sonnigen Hoheit? — Ach, und nun soll ich mit Einem Male von einer Frau erzählen, deren Reize so unendlich zweideutig sind, daß ich durch meine Schilderung bei'm besten Willen und bei der äußersten Zartheit doch mitunter gegen das Gefühl des Anstandes und der Galanterie auf's Gröbste verstoßen muß, wenn ich nur einigermaßen der Wahrheit getreu bleiben will, der Göttin der Wahrheit, die bisher meine Feder führte mit unerbittlicher Strenge.

Doch wage ich es! Es sei! Möge der Styl meinen Gegenstand retten! Die Form ist Alles!

Die Dame, auf welche Herr von Schnapphahnski sein Augenmerk richtet, ist die achtundfünfzigjährige Herzogin . . . meine Leser müssen verzeihen; ich werde dies später erzählen.

Die Herzogin ist 58 Jahre alt, — also fast zwei Mal „schier dreißig". Man muß gestehen, unser Ritter hatte plötzlich sehr seltsame Gelüste bekommen. „Unser Leben währet kurze Zeit; siebenzig Jahre, wenn's hoch kommt: achtzig —" meint der Psalmist: 58 Jahre ist schon ein hübsches Alter; ohne unhöflich zu sein, darf man von einer 58jährigen sagen: „c'est une dame, d'un certain âge." — Die Herzogin ist fein. Sie ist äußerst zart gebaut; ja, man könnte sie — mager nennen, wenn dieser Ausdruck nicht

gar zu unangenehm wäre. Unter vier Augen würde man ſich ſogar geſtehen, daß die Herzogin mager wie ein Skelett iſt.

Ich bitte ſehr um Entſchuldigung! Die Herzogin trägt falſche Waden — ich ſtoße immer wieder auf Schwierigkeiten. Falſche Hüften — ich verwickle mich immer mehr. Einen falſchen Teint — aber jetzt höre ich auf. Mit der Toilette einer Dame iſt nicht zu ſpaßen. Die Toilette iſt etwas ſehr Ernſtes. Die Toilette iſt Alles! Namentlich bei der Herzogin.

„Die Herzogin gleicht einem ausgeſtopften Raubvogel.“

Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Ich habe dies nicht geſagt. Es ſteht wörtlich ſo in meinen Manuſcripten. Die Herzogin gehört alſo nach dieſer Ausſage in das britiſche oder in das Leydener Muſeum. „Die Herzogin trägt auch die Phyſiognomie deſſelben, nämlich des Raubvogels: enorme, geierartige Naſe, Geier-Augen, groß wie ein Teller — in früheren Zeiten von hoher Schönheit.“ — Die holde Perſönlichkeit der Frau Herzogin wird immer deutlicher. „Seh'n Sie hier, meine Herren und Damen —“ würde etwa ein Wärter des britiſchen oder des Leydener Muſeums ſagen — „hier ſehen Sie den großen Raubvogel (jetzt käme irgend ein lateiniſcher Name), jenes berühmte Thier, das auf den höchſten Höhen

der menſchlichen Geſellſchaft niſtet. Der Zahn der Zeit hat ſehr merklich an dieſem Vogel gerupft. Trotzdem werden Sie aber an der großen gebogenen Naſe und an den grimmigen Augen dieſes Thieres bemerken können, daß er von außerordentlich rein adeliger Race iſt. In ſeiner Jugend machte dieſer Vogel die kühnſten Flüge; er verſtete mit den männlichen Raubvögeln des Jahrhunderts in der Nähe aller europäiſchen Throne, auf allen Ambaſſaden moderner Völker. Er lebte mit Adlern, mit Steinadlern, mit Geiern, mit Lämmergeiern, mit Falken und Kranichen; ja, er ließ ſich ſpäter ſogar zu Raben und Elſtern herab, zu gewöhnlichen Haushähnen und ähnlichem gemein-bürgerlichem Geflügel. In jüngſter Zeit aſſociirte ſich unſer Vogel aber noch einmal mit einem Männchen aus dem berühmten Geſchlechte der Schnapphahnski, und Gott weiß, welch' ein naturhiſtoriſcher Druckfehler aus dieſer Liaison hervorgegangen wäre, wenn nicht ein naſeweiſer Schriftſteller, das alte Thier plötzlich mit einem Geſchoſſe erlegt hätte, ſo daß es nun hier in dem Kaſten des Muſeums prangt, ein wahres Raritätsſtück, bewundert von allen reiſenden Engländern und vielfach beſucht von allen wißbegierigen Bürgerſchulen."

jedenfalls aber ein ungemein ergiebiges Feld der Eroberung darbiete, da erwachte unſer Held plötzlich aus ſeiner Letbargie und faßte den Entſchluß, ſeinen letzten großen Coup zuwagen — —

Ich komme jetzt im Laufe meiner Erzählung zum erſten Male an eine Stelle, wo ich unwillkürlich ſtutze und zurückſchrecke. Die Feder verſagt mir faſt den Dienſt; ich möchte ſie gern wegwerfen; ich bin unſchlüſſig, ob ich überhaupt noch fortfahren ſoll: ich bin in der peinlichſten Verlegenheit. Meine freundlichen Leſerinnen werden meine Noth begreifen, wenn ich ihnen rund heraus ſage, daß ich dazu gezwungen bin, mich über eine Dame auszulaſſen, deren Schickſale ſo wenig an das Leben einer Heiligen erinnern, daß ich wirklich nicht weiß, ob nicht manche Lilienwange über meine Schilderung leiſe erröthen und manche kleine Hand dieſe Blätter zornig zerreißen wird in tauſend Stücke. — Was ſoll ich thun?

Bin ich nicht bisher immer höflich gegen die Frauen geweſen? Suchte ich nicht die Ehre der trefflichen Gräfin S., jener ſchönen edlen Frau, in jeder Weiſe zu wahren? Vertheidigte ich nicht die Schweſter des Grafen G.? Habe ich nicht von Carletta die lautere Wahrheit geſagt? Nahm ich nicht die Tänzerin in Schutz und ſchilderte ich nicht

die Wiener Damen in ihrer ganzen sonnigen Hoheit? — Ach, und nun soll ich mit Einem Male von einer Frau erzählen, deren Reize so unendlich zweideutig sind, daß ich durch meine Schilderung bei'm besten Willen und bei der äußersten Zartheit doch mitunter gegen das Gefühl des Anstandes und der Galanterie auf's Gröbste verstoßen muß, wenn ich nur einigermaßen der Wahrheit getreu bleiben will, der Göttin der Wahrheit, die bisher meine Feder führte mit unerbittlicher Strenge.

Doch wage ich es! Es sei! Möge der Styl meinen Gegenstand retten! Die Form ist Alles!

Die Dame, auf welche Herr von Schnappshahnski sein Augenmerk richtet, ist die achtundfünfzigjährige Herzogin . . . meine Leser müssen verzeihen; ich werde dies später erzählen.

Die Herzogin ist 58 Jahre alt, — also fast zwei Mal „schier dreißig". Man muß gestehen, unser Ritter hatte plötzlich sehr seltsame Gelüste bekommen. „Unser Leben währet kurze Zeit; siebenzig Jahre, wenn's hoch kommt: achtzig —" meint der Psalmist: 58 Jahre ist schon ein hübsches Alter; ohne unhöflich zu sein, darf man von einer 58jährigen sagen: „c'est une dame, d'un certain âge." — Die Herzogin ist klein. Sie ist äußerst zart gebaut; ja, man könnte sie — mager nennen, wenn dieser Ausdruck nicht

Kerl davonläuft — à revoir — sterben Sie wohl, Herr Tod!

Wie ich bereits bemerkte, trägt unsere Heldin eine Perrücke . . . Dies schien mir von hoher Wichtigkeit zu sein; ich sah darin den bedauerlichsten Widerspruch mit der von der älteren Schwester erfundenen Tinktur. Pflichtgetreu stellte ich die genauesten Nachforschungen an und leider hat sich dadurch herausgestellt, daß der Schädel unserer Heldin sogar der berühmten herzoglichen Familien-Tinktur siegreich widerstanden hat, und daß sich unsere Freundin dabei beruhigen muß, eine Perrücke auf dem kahlen Kopfe und kein Haar auf den falschen Zähnen zu besitzen. Es thut mir leid, daß ich nicht näher auf die Tinktur eingehen darf. Man könnte Bände darüber schreiben. Es kommt unendlich viel auf das Haar an. Einer der ersten Künstler der Welt bezeichnete seine hinterlassenen Perrücken mit vollem Recht, als den Hauptschatz seines Nachlasses.

Doch nun noch etwas über den Fuß der Herzogin!

Goethe behauptete stets, ein schöner Fuß sei der einzig dauernd schöne Theil an einem Weibe; er bleibe immer reizend, wenn er einmal reizend sei; er verändere selten seine Form. Der alte Herr hatte von jeher gern mit den Füßen zu thun; er hörte

nichts lieber, als eine Frau in Pantoffeln, mit hohen Abſätzen klipp klapp, einen langen ballenden Corridor hinunterſchreiten. Ich bin natürlich mit dieſer hohen Autorität durchaus einverſtanden. Auch unſere Herzogin hatte aus den Tagen der Jugend einen Fuß gerettet, der wenigſtens zu einem ſchönen Schuh Veranlaſſung gab. In vielen Fällen wird man nach der Form des Fußes den ganzen Menſchen beurtheilen können; auf die Race kann man ſtets danach ſchließen. Es verhält ſich mit den Füßen, wie mit den Zähnen und den Fingerſpitzen. Ich mache mich verbindlich, nach der Weiße und der Reinheit der Zähne und der Fingerſpitzen eines Menſchen genau zu ſagen, wie viel Mal er in der Woche ein reines Hemd anzieht. Die Fingerſpitze ſteht aber in genauem Zuſammenhange mit dem Zahne; der Zahn mit dem Hemde und das Hemd mit dem ganzen Menſchen.

Seit Benvenuto Cellini aus den ſchönen Zähnen ſeines erſchlagenen Nebenbuhlers eine Kette für die lächelnde Herrin arbeitete, hat es wohl keine beſſern Kinnladen gegeben, als die der neulich am Kap verunglückten engliſchen Offiziere. Sie wurden von den Kaffern ermordet; nach einigen Tagen fand man ſie in der Tiefe des Waldes. Geld, Uhr und Waffen: Alles hatte man ihnen gelaſſen. Man nahm ihnen nur das Leben und die — Zähne. Die Engländer

ſind die reinlichſten Leute. Nach Liebig verbrauchen die Engländer die meiſte Seife; dann kommen die Franzoſen, dann die Deutſchen u. ſ. w., zuletzt die Ruſſen. Die Engländer haben die reinſten Hände, die ſauberſten Zähne und die weißeſte Wäſche. Die Engländer ſind die Herren der Welt.

Geier-Augen, Geier-Naſe, ein ausgeſtopfter Raubvogel und im Antlitz die Brandſtätte aller Leidenſchaften: Das iſt unſere Herzogin. In unſern Notizen finden wir noch ausdrücklich bemerkt, daß die Herzogin nur Leute, die in der engſten Intimität mit ihr ſtehen, bei Tage empfängt. In den meiſten Fällen nimmt ſie nur Abends Beſuche an, wie ſie ſich denn überhaupt auch nur bei Abend zeigt, da ſie nur zu wohl weiß, wie ſehr ſie des Lampenlichtes bedürftig iſt.

Armer Schnapphahnski! Theurer Mann, Du gebſt mit einem bereiſchen Entſchluß um!

„Und würfſt Du die Krone ſelber hinein,
Und ſprächſt: wer mir holet die Kron',
Der ſoll ſie tragen und König ſein —
Mich gelüſtete nicht nach dem theuern Lohn'"

Ja, armer Schnapphahnski.

Unſere Herzogin iſt Niemand Anders als die Herzogin von S., die jüngſte Tochter des Herzogs von R., die Geſpielin eines „talentvollen" Königs, mit dem ſie erzogen wurde und mit dem ſie ſich duzt.

Die Herzogin heirathete den Prince de D., den Neffen jenes berüchtigten Diplomaten, der gerade so viel Eide brach, als er Eide schwur. Nach einigen Jahren trennte sie sich aber, zwar nicht auf gerichtlichem Wege, von ihrem jetzt noch lebenden Manne und zog zu eben dem alten Fuchs, den wir in diesem Augenblick erwähnten, mit dem sie ein Verhältniß hatte, und machte in seinem Hause die Honneurs ꝛc. Da ihr indeß die Anwesenheit des Fürsten D. in Paris lästig war, so mußte der alte T. ihm unter der Bedingung Geld geben, daß er sich sofort entferne und nach Florenz gehe. Nachdem dies geschehen, zog unsere Heldin mit T. auf allen seinen Ambassaden herum, bekannt wegen ihres Verstandes unendlich mehr berühmt aber wegen ihres ausschweifenden Lebenswandels. Ja, der Flug ihrer raffinirten Phantasie verleitete sie zu so abenteuerlichen Spaziergängen der Wollust, daß ihr unter Karl X. der Hof verboten wurde.

Bemerken muß ich noch, daß die Herzogin beim Einrücken der Alliirten in Paris, dem ersten Kosacken hinten aufs Pferd sprang und frohlockend über den Sturz Napoleons, die ganze Parade der Truppen mitmachte. Sie soll bei dieser Gelegenheit vor Freude außer sich gewesen sein und ihren Kosacken mit Liebkosungen überhäuft haben.

Schon lange getrennt von ihrem Manne, fühlt ſie ſich einſt Mutter werden. Es ſchien eine Unmöglichkeit, das Kind noch auf Rechnung des abweſenden Gemahls zu bringen. Und doch war ſein Name für daſſelbe nothwendig. Die Herzogin iſt in keiner kleinen Verlegenheit; ſie beſinnt ſich hin und her, zuletzt entſchließt ſie ſich kurz; ſie faßt ein Herz und reiſt zu ihrem Gemahle. Spät am Abend läßt ſie ſich bei ihm melden; er iſt nicht zu Hauſe. Ohne Weiteres läßt ſie ſich daher auf ſein Zimmer führen. Um Mitternacht kommt der harmloſe Gemahl endlich zurück, nicht ahnend, was ihm bevorſteht. Er iſt natürlich im höchſten Grade überraſcht über den unerwarteten Beſuch und ſucht ſeinem Erſtaunen in den trefflichſten Ehemanns-Phraſen Luft zu machen.

Das eine Wort gibt das andere und bald ſind ſie im beſten Zuge ſich recht gemüthlich zu zanken. Der holde Gatte merkt gar nicht, daß das Antlitz der Herzogin immer freudiger zu ſtrahlen beginnt, während ſein eigenes immer länger und länger wird. Mit jeder Minute wachſen die Hörner des zärtlichen Mannes; da iſt eine Stunde herum und die Herzogin ſpringt plötzlich auf indem ſie erklärt, daß ſie jetzt gehen werde. Vor ihrer Abreiſe, ſetzt ſie hinzu, wolle ſie ihm indeß ſagen, welches der Grund ihres Beſuches geweſen ſei — — der ehrenwerthe Gatte

erhebt ſeinen Hornſchmuck und ſpitzt die Ohren. Nichts iſt intereſſanter, als das Bekenntniß einer ſchönen Seele. Vertraulich legt die Herzogin ihre Hand auf den Arm des verehrten Mannes und theilt ihm leiſe flüſternd mit, daß ſie ſich Mutter fühle — — ſie habe getrennt von ihm gelebt, jetzt könne ſie durch alle Hausleute beweiſen, eine Stunde in der Nacht bei ihm geweſen zu ſein. Ihr ſei geholfen. Adieu mon ami!

„Den Seinen ſchenkt's der Herr im Traum. Weiß nicht wie dir geſchah.“ —

Der Gemahl der Herzogin legte ſich mit dem beruhigenden Bewußtſein zu Bette auch nicht im Geringſten etwas Böſes gethan zu haben. Die Herzogin entfernte ſich aber ſo raſch als möglich und hell klang ihr glückliches Lachen.

„Das Kind, für deſſen Legitimität ſo weiſe ge- ſorgt wurde, war eine Tochter, die ſpäter den Grafen T. heirathete. Der alte T. hielt ſich für den Vater dieſer Tochter und vermachte derſelben bei ſeinem Tode 80,000 Franken Revenue. Sein ganzes übriges Vermögen vermachte er der Herzogin, die, glänzend bezahlt, nun ſelbſt zu bezahlen anfing.“ —

Auf das Gerücht hin, daß die Herzogin bezahle: ſcheint Schnapphahnski.

XIII.

Der Professor.

Ritter Schnapphahnski war in demselben Falle wie Professor N in Berlin — — es stand ihm etwas ganz Außerordentliches bevor. Doch erzählen wir zuerst die Geschichte des Professors.

Der Herr Professer war krank. Er ließ den Dekter kemmen. Der Dekter kam. Arzt und Professor standen einander gegenüber. Der Erstere mit jenem heidnisch frohen Lächeln, welches den meisten Medicinern eigenthümlich ist; der Professor: lang, dürr, einer ausgetrunkenen Flasche ähnlich, mit sehr miserablem Antlitz.

„„Dekter, ich bin krank —““ begann der Professer.

„Das freut mich —“ erwiederte der Dekter.

„„Ich glaube, ich habe die Schwindsucht, Dekter. —““

„Sehr leicht möglich, Herr Professer —“

„„Nicht wahr, ich bin sehr krank?““

„Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen —“

„„Glauben Sie, daß die Sache gefährlich ist? — „„

„Zeigen Sie mir Ihre Zunge „

„„Meinen Sie nicht, daß ich bald sterben werde?„„

„Wann gehen Sie Abends zu Bett?„

„„Soll ich nicht lieber mein Testament machen?„„

„Wie sieht es mit Ihrem Appetit aus?„

„„Soll ich nicht die Verwandten von meiner traurigen Lage benachrichtigen?„„

„Haben Sie regelmäßigen Stuhlgang!„

„„Dokter, retten Sie mich!„„

„Herr Professer, antworten Sie auf meine Frage!„

Eine Pause entstand. Der Professer schaute auf den Dokter wie ein krankes Kehlen auf seine Mutter. Der Dokter fuhr fort:

„Antworten Sie mir also klar und bestimmt, Herr Professer.„

„„Ich bin ganz zu Ihren Diensten Herr Dokter.„„

„Schildern Sie mir Ihren Zustand . haben Sie Beschwerden?„

„„Der Beschwerden habe ich manche „„

„Und welche, Herr Professer? Haben Sie z. B. eine gewisse Schwere in den Gliedern?„

„„Ganz recht — es liegt mir wie Blei in den Gliedern —““

„Haben Sie Kongeſtionen nach dem Kopfe, oder nach andern Theilen des Körpers?“

„„Kongeſtionen — ganz recht, ich habe Kongeſtionen — faſt nach allen Theilen.““

Laſſen Sie mich doch ihre Augen ſehen — Sie ſcheinen ganz rothe Augen zu haben.“

„„Ach, allerdings, Herr Dokter. Das kommt von dem vielen Arbeiten in der Nacht.““

„Schlafen Sie Nachts auf dem Rücken?“

„„Ich ſchlafe ſelten, Herr Dokter.““

„Alſo träumen Sie?“

„„Ach, ich habe ſchwere Träume —“

Der Profeſſor ſchlug verſchämt die Augen nieder. Wiederum entſtand eine Pauſe. Der Dokter blickte auf den Profeſſor, wie der Teufel auf einen armen Sünder.

„Setzen wir unſere Konverſation fort — nicht wahr, Sie ſind unverheirathet Herr Profeſſor?“

„„Allerdings, Herr Dokter!““

„Sie haben auch ſonſt keinen Umgang mit Frauen?“

„„Herr Dokter, das iſt eine Gewiſſensfrage.““

„Verzeihen Sie, eine reine Geſundheitsfrage.“

„„Aber wie ſoll ich Ihnen darauf antworten?““

„Nun, ganz einfach mit Ja oder Nein; haben Sie Umgang mit Frauen oder nicht?“

„„Nein, Herr Doktor! das iſt durchaus gegen mein Prinzip.““

„Aber es wäre gut für Ihre Geſundheit —“

„„Mein Prinzip geht über die Geſundheit.““

„Aber Ihr Prinzip kann Sie in's Grab bringen.“

„„Mit meinem Princip will ich ſterben.““

„Nun, ſo ſterben Sie wohl, Herr Profeſſor“ der Doktor griff nach ſeinem Hute, um ſich zu entfernen. Der Profeſſor trat ihm in den Weg.

„„Lieber Herr Doktor —“

„Verehrter Herr Profeſſor —“

„„Bleiben Sie um Gottes Willen!““

„Aber, gehorchen Sie meinen Befehlen!“

„„Ich will alles thun, was ſie wünſchen.““

„Meine Befehle werden Ihnen nur angenehm ſein.“

„„Ich will Moſchus und Rhabarber freſſen.““

„Würde Ihnen wenig helfen.“

„„Ich will Balſam und Kliedertbee trinken.““

„Könnte von gar keinem Nutzen ſein.“

„„Aber was wünſchen Sie denn?““

„Ich wünſche nur das allermenſchlichſte, das erfreulichſte von Ihnen!“

„„Sprechen Sie alſo!““

„Und gehorchen Sie mir.“

„„Was ſoll ich thun?““

„Sie ſoll'n ſich verlieben — ein Weib nehmen!“

— Der Kopf des Profeſſors ſank auf die Bruſt, die Tabackspfeife entfiel ſeiner Hand und Wolken der tiefſten Verlegenheit, des innigſten Schmerzes verdunkelten die Stirn des unglückſeligſten Mannes.“

„„Herr Doktor““ fuhr endlich der Gereinigte in ſehr gedrücktem, ſchleppendem Tone fort — „„Herr Dokter, Sie wiſſen, ich bin Theologe. Ihr Befehl widerſpricht meinem ganzen Syſtem, meiner ganzen Anſchauungsweiſe. Ein viertel Jahrhundert lang, bin ich der Stimme meines Innern, meiner Ueberzeugung treu geblieben und glaube auch heute noch an das, was uns der Apoſtel ſagt im 8ten Verſe des 7ten Kapitel ſeiner Epiſtel an die Corinther, wo da geſchrieben ſteht, daß es beſſer iſt, wenn die Ledigen bleiben, wie der Apoſtel, nemlich ebenfalls ledig und unbeweibt — —““

„Narrenspoſſen, nichts als Narrenspoſſen!“ — unterbrach hier der Dokter — „und außerdem vergeſſen Sie Herr Profeſſer, daß es im 9ten Verſe heißt: „„So ſie aber ſich nicht enthalten können, ſo laß ſie freien. Es iſt beſſer freien, denn — —““

Der Profeſſor ſeufzte tief auf — „„Sie verlangen alſo in vollem Ernſt, daß ich mich verheirathe?““

„Das habe ich nicht geſagt.“

„„Aber Sie wollen ja, daß ich mich verliebe.““

„Man kann lieben, ohne zu heirathen.“

„„Aber Herr Doktor, das wäre Sünde.““

„Herr Profeſſor, Sie ſind von wahrhaft biblischer Unſchuld.“

„„Und eine Sünde werde ich nie begehen.““

„Herr Profeſſor, es giebt nur eine Sünde, das iſt die Sünde gegen das eigene Fleiſch.“

„„Nun, ſo will ich mit dem Apoſtel ſündigen.““

„Vielleicht war der Apoſtel aber nicht in ſo krankhaftem Zuſtande, wie Sie Herr Profeſſor.“

„„Wie meinen Sie das, Herr Doktor?““

„Vielleicht konnte der Apoſtel ſeinem Verlangen widerſtehen. Sie werden darüber zu Grunde geh'n.“

„„Nun es ſei! Ich werde heirathen!““

„In vierundzwanzig Stunden!“

Die letzten Worte waren für den armen Profeſſor ein neuer Donnerſchlag. Er taumelte rücklings in ſeinen Seſſel, und bedeckte das fahle Antlitz mit beiden Händen. Der Doktor ſpielte gelaſſen mit ſeinem Hute.

„„Sie ſind grauſam, Dekter!““ nahm endlich der Profeſſor das Geſpräch wieder auf. — „„Ich ſoll in vier und zwanzig Stunden heirathen: das iſt unmöglich!““

„Beim Menſchen iſt nichts unmöglich!“

„„Ich kenne alle Kirchenväter, aber ich kenne kein einziges Weib.““

„So laſſen Sie die Kirchenväter laufen, und lernen Sie die Weiber kennen!“

„„Ich will mich verbindlich machen, in vier und zwanzig Stunden eine neue Sprache kennen zu lernen aber ein Weib lieben lernen — bedenken Sie Herr Dekter!““

„Die Sprache der Liebe lernt man in fünf Minuten.“

„„Sie ſind unerbittlich, Herr Dekter!““

„Unerbittlich, Herr Profeſſer!“

„„O Gott, errette mich von dieſem Doktor!““

Der Dekter wurde ungeduldig. Er ſchritt der Thüre zu. „Thun Sie, was Sie wollen, Herr Profeſſer. Ich bin hierher gekommen, um für Ihren Leib zu ſorgen, nicht für Ihre Seele. Suchen Sie meine Rathſchläge mit Ihrem Gewiſſen zu vereinbaren, das iſt Ihre Sache. — — Ich gebe zu, daß es mit einigen Schwierigkeiten verbunden iſt, in vier und zwanzig Stunden ein ehrlich Weib zu finden, Hochzeit zu machen und ſo weiter — — aber es fällt

mir im Traume nicht ein, Sie zu dieſem extremen Schritte zu treiben. Richten Sie die Sache anders ein — — Sie werden mich verſtehen. — — Ich ſtelle Ihnen einfach die beiden Chancen: entweder eine Konzeſſion Ihres Gewiſſens, oder ein früher Tod. Wählen Sie zwiſchen einem Gewiſſensmord und einem Selbſtmord. Wählen Sie von zwei Sünden eine; wählen Sie!«

Von der Stirn des Profeſſors perlte der Angſtſchweiß. Der Doktor machte ſeine Auseinanderſetzungen aber mit ſo viel Präziſion und mit ſo unendlicher Bonhomie, daß der geplagte Mann Gottes endlich langſam das Haupt erhob, und nach einigem Stottern und Erröten mit einer wahrhaft naiven Unerſchrockenheit die Frage wagte:

»›Aber, lieber Herr Doktor, wie würde man dieſe Mordgeſchichte einzurichten haben? — ‹«

Hier konnte ſich der Doktor nicht länger halten. Er lachte laut auf — —

»Theuerſter Profeſſor — «

»›Allerdings, Herr Doktor! Sagen Sie mir richtig, wie ich mich dabei benehmen ſoll!‹«

»Aktiv ſollen Sie ſich dabei benehmen!«

»›Aber bedenken Sie doch, daß ich durchaus Neuling in der Sünde bin!‹«

»›Tant mieux, Herr Profeſſor.‹«

„„Tant pis, Herr Dokter! — ““

Das Dilemma wollte kein Ende nehmen. Der Dokter ſah ein, daß er ſeinem Patienten zu Hülfe kommen mußte:

„Wenn Sie den alten Jeſuiten Escobar gründlich ſtudirt hätten, Herr Profeſſor, ſo würden alle weiteren Explikationen unnöthig ſein. Aber ich merke, daß Sie von der verſteckteſten Unſchuld ſind. Sie ſind ein wahrer Sankt Aloyſius — doch tröſten Sie ſich! Morgen Abend zwiſchen 7 und 8 Uhr wird Jemand vernehmlich an ihrer Hausthür ſchellen. Sie werden Ihre Hausbewohner, Ihren Knecht und Ihre Mägde hinausgeſchickt haben und Sie werden gütigſt ſelbſt die Thüre öffnen. Sie werden die Thüre behutſam öffnen, ohne allen Eclat, damit Niemand der Vorübergehenden etwas bemerkt, und Sie werden die liebenswürdige Perſon, die Ihnen eine der intereſſanteſten Viſiten abſtatten wird, eben ſo artig als zuvorkommend empfangen und ſie ohne Umſtände ſofort in Ihr Studierzimmer führen. Sie werden dort die Fenſter verhängt und den Sopha von Bibeln und Kirchenvätern gereinigt haben. Sie werden ein gehöriges Feuer im Ofen unterhalten und für die geeignete Beleuchtung ſorgen. Sie werden ſich leicht und comfortable gekleidet haben, Sie werden eben ſo höflich als zutraulich und hingebend ſein,

kurz, Sie werden ſich ganz den Freuden Ihres Be-
ſuchs hingeben — — nun Adieu, Herr Profeſſor!
für den Reſt werde ich ſorgen. Adieu! Bedenken
Sie, daß Ihr Leben auf dem Spiele ſteht — — "

Da war der Doktor verſchwunden.

Von der Angſt, die der Profeſſor nach dem
ſfortgehen des Doktors ausſtand, kann ſich nur Der
eine richtige Idee machen, der überhaupt die Qualen
eines Gerechten zu würdigen verſteht. Der gelehrte
Herr war außer ſich. Zwanzig Mal in Zeit von
ehn Minuten erloſch ihm die Pfeife. Vierzig Mal
ieh er die Stirn und achtzig Mal ſah er mit from-
nen Augen andächtig gen Himmel, innerlich flehend,
aß dieſer Kelch der Freude an ihm vorübergehe.
Vor allen Dingen ſuchte er nach irgend einer Ent-
huldigung für ſeine bevorſtehende Sünde, denn das
Vagniß ſeines Lebens ſchien ihm ein keineswegs aus-
ichender Grund zu ſein. Er ſchlug den Irenaeus
ch, den Auguſtinus, den Euſebius, den Lactantius,
n Chryſoſtomus und einige dreißig andere Schweins-
erbände, um nachzuforſchen, ob denn nicht irgend
Kirchenvater weiland in demſelben Falle geweſen
und ob nicht Einer von ihnen auch nur ein
örtlein über dieſen kitzlichen Punkt habe fallen las-
— aber vergebens!

Der Professor überzeugte sich davon, daß nie ein Heiliger der Art vom Teufel versucht worden sei, und an Allem verzweifelnd, warf er sich schließlich auf das Lager seiner Leiden, um schlimmer zu träumen als je vorher.

Der kommende Tag brachte nur neue und immer wildere Seelenstürme für den gelehrten Herrn, denn mit jedem Augenblicke rückte ja die Stunde näher, wo die Schelle von unbekannter Hand gerührt, und wo der Herr Professor den Beweis ablegen sollte daß er als Mann und Meisterstück aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sei. Wir brauchen nicht zu versichern, daß der Herr Professor die Vorschriften des Doktors genau befolgte. Schon um 2 Uhr Nachmittags war das Haus des Gelehrten wie ausgestorben. Die Schwester des Unglücklichen, die Mägde, der Knecht: Alle waren vertrieben. Die Seufzer, welche sich der Studierstube entrangen, zeigten, daß nur ein einziges Wesen in dem verödeten Raume zurückgeblieben sei.

Es schlug vier Uhr: der Herr Professor zitterte. Es schlug fünf: der Herr Professor trocknete den Schweiß von Stirn und Wangen. Es schlug sechs: der Herr Professor schnappte nach Luft. Es schlug sieben: da tönte die Schelle der Hausthür und der Gelehrte stürzte hinab. —

laſſen wir ihn ſtürzen.

Meine Leſer werden mir verzeihen, daß ich ſie ſo lange mit dem alten Profeſſor ennuyire —— die Sage geht, daß der unglückliche Mann, ſtatt einer reizenden Bajadere, die bejahrte Freundin ſeiner Schweſter umarmte — der Herr Profeſſor war mit Blindheit geſchlagen; er verſicherte, daß ſein Leben auf dem Spiel ſtehe; er hielt den Beſuch, welcher der Schweſter galt, für den Beſuch, den er erwartete, und die herzzerreißendſte Scene entwickelte ſich zwiſchen Kirchenvater und Matrone, eine Scene, der Feder eines Swift, eines Sterne, eines Smollet würdig, — werth, von einem andern Hogarth gezeichnet zu werden, zur Luſt aller kommenden Geſchlechter.

Herr von Schnappbahnski verlebte vor ſeiner erſten Unterredung mit der Herzogin von S. einen ähnlichen Tag, wie der Berliner Profeſſor. Der Kirchenvater umarmte ſtatt einer Grazie: eine Matrone. Sehen wir, wie es dem edlen Ritter mit der Herzogin erging.

XIV.

Der Graf.

Ich führe meine Leſer in das geräumige Gemach eines alten ſchleſiſchen Schloſſes. Es iſt Abend geworden. Der letzte Strahl des Tages bricht durch die ſchweren ſeidenen Vorhänge und treibt ſein Spiel mit den Flammen des Kamins, der immer luſtigere Streiflichter auf den grünen Teppich wirft, auf die koloſſalen Spiegel der Wände und auf eine Reihe vornehm adliger Köpfe, die aus goldnen Rahmen ernſt und feierlich niederſehen.

Die Luft des Gemaches iſt duftig warm. Der Rauch der beſten Havana-Cigarren zieht in blauen Wölkchen vorüber und auf dem Marmorgeſims des Kamins dampft Punſch und Grog aus kryſtallenen Gläſern. Zur Rechten und zur Linken des Feuers bemerken wir in zwei großen Seſſeln zwei junge Männer, die Beine dem Feuer behaglich entgegen ſtreckend.

Der Eine, den Ellenbogen in die Lehne des Seſſels drückend, ſtützt den ſchönen ſchwarzgelockten

Kopf auf die ſchneeweiße Hand. Die Flammen des Kamins ſpiegeln ſich in ſeinem dunklen Auge. Er ſcheint in tiefes Sinnen verſunken. Minutenlang liegt er regungslos da; aber plötzlich fährt er zuſammen, er ſtreicht die Locken von der Stirn und die halberloſchene Cigarre aufs Neue an die Lippen führend, lacht er und zeigt unter dem kohlſchwarzen Schnurrbart, eine Perlenreihe der ſchönſten Zähne.

Der zweite der jungen Raucher bildet den beſten Kontraſt zu dem Erſteren. Er iſt lang, dünn, trocken, blondhaarig, mit kahler Glatze — eine etwas ruinirte Erſcheinung, die durch faſhionable Manieren den frühen Verluſt aller übrigen körperlichen Reize wieder gut zu machen ſtrebt. Der Blonde weiß ſehr graziös zu rauchen, aber nur ſelten greift er nach ſeinem Grog, den er, ſtatt zu trinken, wie aus Langerweile, nachläßig in den Kamin ſchüttet. Mit einem ironiſchen Lächeln blickt er auf den ſinnenden Freund.

„Tröſten Sie ſich“ — beginnt endlich der Blonde — „tröſten Sie ſich, Ritter, Sie werden die Herzogin jedenfalls noch heute Abend zu Geſichte bekommen. Sie werden eine geiſtreiche Dame kennen lernen.“

Der Schwarzgelockte hebt ſich langſam im Seſſel empor: „—Sagen Sie mir zum zwanzigſten Male, Graf, glauben Sie wirklich, daß ich reuſſiren werde?—

„Das hängt einzig und allein von Ihnen ab; übrigens werde ich Sie nach Kräften unterſtützen —“

„„Ich ſchenke Ihnen meinen ſchönſten Hengſt!““

„Einen Hengſt für eine Herzogin! Es thut mir nur leid, daß ich nicht mehr ſo gut wie früher mit ihr ſtehe.“

„„Wie ſo, Graf?““

„Ich ſagte der Herzogin einſt, daß ich aus reiner Sympathie eine kahle Glatze trüge: und ſehen Sie, das konnte ſie mir nie vergeſſen.“

„„Armer Mann — —““

„Ja, wahrhaftig, hüten Sie ſich davor, die leiblichen Schönheiten der Herzogin näher zu beſprechen. Loben Sie nur ja nicht ihre glänzenden ſchwarzen Haare, ihre herrlichen Zähne, oder ihren eleganten Wuchs, — die Herzogin würde dies für die abſcheulichſte Ironie halten, denn alles Lob fiele auf den Perruquier zurück, auf den Zahnarzt und auf ähnliche nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft.“

„„Aber was ſoll ich thun — ?““

„Ich ſetze voraus, daß Sie nicht von der Herzogin benutzt zu werden wünſchen, ſondern daß Sie die Herzogin benutzen wollen?“

„„Allerdings!““

„Sie müſſen daher die Herzogin zu unterjochen ſuchen.“

„„Sehr richtig!““

„Und es ſtehen Ihnen zwei Wege zu dieſem Ziele offen.“

„„Welche?““

„Entweder müſſen Sie als Tyrann auftreten — oder als harmloſer Schäfer. Das eine Mal werden Sie durch Ihre Keckheit, durch Ihre Unverſchämtheit, die Eitelkeit der Herzogin in ſo barbariſcher Weiſe aufſtacheln, daß ſie es ſich zur Ehrenſache macht, Ihnen nur nach dem fürchterlichſten Kampfe das Feld zu räumen. Ein wahres Gemetzel von Blicken, Worten, Ränken und Intriguen wird ſich zwiſchen ihnen entwickeln. Sie werden, ohne die Eitelkeit der Herzogin zu verletzen, jede ihrer Frechheiten durch eine eklatantere Bosheit zu überbieten wiſſen. Ihre Liſt, werden Sie durch Liſt umgehen, ihre Lüge, werden Sie durch noch größere Lügen imponiren, die Renommage mit ihren galanteſten Sünden werden Sie durch die Erzählung galanterer Abenteuer zu paraliſiren ſuchen. Malt die Herzogin grau, ſo malen Sie ſchwarz; malt ſie roth, ſo malen Sie purpurroth, und iſt es zuletzt nicht mehr möglich, ſie im Raffinirtein zu überbieten, da ſchlagen Sie plötzlich in das ganz Entgegengeſetzte um, und vernichten Ihre Geg-

nerin durch das Einfache. Sie treiben die Herzogin bis auf den Chimborazzo des Unerhörten und laſſen ſie plötzlich in die Sahara des Allergewöhnlichſten fallen, und ich bin gewiß, daß Sie zuletzt ſiegen, daß das raffinirte Alter der raffinirten Jugend weichen muß, daß die Herzogin zum Rückzug bläſt, ja daß ſie enttäuſcht zuſammen ſinkt, daß ſie ächzt und winſelt — aber dann erſt iſt der Augenblick gekommen, wo Sie Ihrem Feldzuge die Krone aufſetzen.

Denn ſtatt den Fuß ſiegend auf ihren Nacken zu ſetzen, verzichten Sie plötzlich auf den Ruhm der gewonnenen Schlacht; ſtatt zu triumphiren, machen Sie Ihren Triumph zu den Triumph der Herzogin; während ſie Ihnen zu Füßen fallen will, kommen Sie der Herzogin zuvor, und fallen ihr zu Füßen, ein ſentimentaler Satan, ein verliebter Nero, ſo daß Sie Ihre fallende Gegnerin mit den Armen auffangen, und ſie emporrichten, ſie maßlos erſtaunend durch Ihre Ueberlegenheit, und zum Danke rührend durch Ihre unbeſchreibliche Galanterie. Seien Sie verſichert, Ritter, durch ein ſolches Spiel werden Sie die Herzogin durchaus gewinnen — ſie wird alle Ihre Schulden bezahlen — —"

„„Und den andern Weg?"" fragte der Ritter, indem er ſich aufmerkſamer emporrichtete.

„Nun, der iſt bei weitem einfacher, vielleicht zu einfach, als daß Sie ſicher und gewiß damit zum Ziele kommen. So weit ich Sie zu beurtheilen verſtehe, werden Sie die Rolle eines Roué's beſſer ſpielen können, als die eines Gimpels; die zweite Manier, die Herzogin zu erobern, beſteht nämlich wie geſagt darin, daß Sie eben als harmloſer, unerfahrener Jüngling auftreten um die Herzogin durch Ihre Naivetät zu beſiegen, durch das Reizende einer unerhörten Unbefangenheit, durch eine bis zum Exzeß getriebene Heuchelei der tugendhafteſten, uneigennützigſten Liebe. Sie wiſſen, in welcher Verlegenheit ſich die Herzogin befindet, wie ſie alle Reſſourcen des Vergnügens erſchöpft hat, wie ſie längſt von ihren erträglichſten Anbetern im Stich gelaſſen wurde — — Sie wiſſen Alles. Jede neue Aventüre würde ihr willkommen ſein, aber ſchwärmen, ſchwärmen wie früher, würde ſie nur für den, der den Frühling des Lebens wieder in ihr Alter hineinzauberte, der durch die jugendlichſte Hingebung, wenn auch nicht das Reelle eines jugendlichen Umgangs, ſo doch wenigſtens die Erinnerung an die Luſt der Vergangenheit bei ihr heraufbeſchwöre, um ſie auf dieſe Weiſe das durchlebte ſcheinbar aufs Neue erleben zu laſſen. Brächten Sie dieſe Täuſchung bei der Herzogin zu Wege, ſo glaube ich, daß ſie wahnſinnig vor Freude

würde. Die Herzogin würde nicht nur Ihre Schulden bezahlen, nein, sie würde ihre Schlösser in Brand stecken, und ihre Diamanten in's Meer werfen, wenn Sie es wünschten; Alles, Alles würde sie Ihnen zu Gefallen thun — wählen Sie, lieber Ritter!"

„„Ich wähle das Letztere!"" rief der Ritter, indem er das eben gefaßte Krystallglas zu tausend Scherben an die nächste Wand schleuderte und seinen blonden Freund so stürmisch umarmte, daß der unglückliche Graf wie von dem Stich einer Tarantel laut schreiend zusammen fuhr. „„Ich wähle das Letztere! Mein Plan ist gefaßt!""

Arm in Arm wandelten Graf und Ritter über den Teppich des weiten Gemaches.

Herr von Schnapphahnski — denn Niemand anders war der schwarzgelockte Gast des blonden Grafen — war jetzt in demselben Falle wie unser Berliner Professor: es stand ihm etwas sehr Außerordentliches bevor. Nichts hätte ihn mehr aufregen können, als das bevorstehende Zusammentreffen mit der Herzogin von S. Die bösen Geister der Vergangenheit zankten sich in seinem Innern mit der Hoffnung eines endlichen Triumphes. Alle Wunden, die ihm das Mißgeschick in Berlin, in Wien, in München und an zwanzig andern Orten schlug, sollte das Glück bei der Herzogin wieder gut machen. Nach

wochenlanger Niedergeſchlagenheit fühlte er auf's Neue alle ſeine Muskeln und Nerven in fieberhafter Bewegung. Er war endlich wieder der alte Schnapphahnski, er war wieder ein ſchöner Mann vom Scheitel bis zur Zehe, doppelt ſchön, weil er etwas wagte — er glich einem Spieler, der nach tauſend Verluſten, aus ſeiner Lethargie erwacht und die letzte Goldrolle hohnlachend auf den grünen Tiſch wirft.

„„Machen Sie die Herzogin, ich werde den jugendlichen Verliebten ſpielen!““ rief der erfindungsreiche Ritter, indem er plötzlich im Gehen inne hielt, den Arm des Freundes fahren ließ und ſich mit der zierlichſten Verbeugung vor den Grafen pflanzte. „„Ich weiß nicht mehr recht, wie ich mich ſeiner Zeit als brauner Huſar in O. in Schleſien betragen habe. Ich muß mich einmal darin üben. Damals war ich wirklich ein harmloſe Junge, ein ſchönes Kind, und alle alten Damen wollten mich auf den Schooß nehmen mit Stiefeln und Sporen, um mich zu küſſen. Wenn ich vor der Herzogin nur halb ſo naiv erſcheine, wie einſt vor der Gräfin S., da haben wir gewonnenes Spiel und ich verſetze meiner Dulcinea in einem einzigen Jahre, die Hälfte ihrer Waldungen — alle meine Schaafe werden enthypothecirt.““

Der Ritter riß die Decke von dem nächſten Tiſch und hing ſie nolens volens über die Schulter

des Grafen. — Uhr und Vasen rollten auf den Boden.

„„Drapiren Sie Ihre Reize so hübsch als möglich mit diesem Lappen! Sie sind die Herzogin, ich bin der sechszehnjährige Schnappbahnski!““

Ritter und Graf standen einander gegenüber.

„„Gnädige Frau — —““ begann der Ritter.

„Ach, guten Tag, Herr Ritter!“ erwiderte der Graf.

„„Gnädige Frau, in tiefer Demuth beuge ich mich vor Ihrer weltbistorischen Persönlichkeit.““

„Es freut mich von Herzen, Sie kennen zu lernen, Herr Ritter — ich habe schon viele lose Streiche von Ihnen gehört.“

„„Halten Sie die losen Streiche meiner Jugend zu gut, aber seien Sie versichert, gnädige Frau, daß ich nur dem Ideale entgegenstrebe, welches mir in diesem wichtigen Momente vor Augen schwebt.““

„Sie haben Ihre Laufbahn jedenfalls früh begonnen; schon als brauner Husar in O. in Schlesien, parodirten Sie die Iliade mit so viel Glück, daß die Bauern des Gebirges bereits eine Sage aus Ihnen gemacht haben.“

„„Allerdings, gnädige Frau! Ich hatte gehört, daß Sie, kaum verheirathet, schon den Kosacken hinten aufs Pferd sprangen — ich glaubte in der

Romantik nicht hinter Ihnen zurückbleiben zu dürfen. Ihr Bild wollte nicht aus des feurigen Knaben Gedächtniß.“

„Und in Treptau hatten Sie dann ihr fameſes Duell: die Säbel ſchwirrten und der Ruf des jungen Helden verbreitete ſich durch alle Lande.“

„In demſelben Lebensjahre war es, wo Sie ſich, gnädige Frau, zum erſten Male mit Ihrem Gemahl ſo eklatant brouillirten. Die Lecken flogen und die Geſchichte machte Furore in allen Pariſer Salons.“

„Und nach Berlin eilten Sie dann.“

„Sie machten Ihre diplomatiſche Reiſe.“

„Daß Sie unglücklich mit Carlotten waren, Herr Rüter, ich habe es nie geglaubt.“

„Und wenn Ihre Untergebenen oft ſeltſame Dinge erzählten, gnädige Frau, ſo war es reine Verläumdung.“

„Jedenfalls wurden Sie aus Berlin durch den Zorn der Götter vertrieben —“

„Und Ihnen wurde unter Karl V. der Hof unterſagt.“

„Aber Sie machten ſich nichts daraus; Sie gingen nach Spanien, Lorbeern zu pflücken unter Don Karlos.“

„„Sie, gnädige Frau, reiſten unter den intereſſanteſten Umſtänden nach Florenz, ihren unſchuldigen Gatten aufzuſuchen, und ſchon nach wenigen Monaten beſchenkten Sie die Welt mit der lieblichſten Tochter —““

„Verzeihen Sie, Herr Ritter — —“

„„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau — —““

„Aber Sie werden anzüglich, Herr Ritter!“

„„Aber Sie werden verletzend, gnädige Frau!““

„Ich glaubte einen anſpruchloſen Knaben in Ihnen zu finden —“

Beide Freunde lachten laut auf und ſanken einander in die Arme.

„Wir ſind aus der zweiten in die erſte Rolle gefallen!“ rief der Graf.

„„Aus der harmloſen in die maliziöſe!““ erwiderte der Ritter.

Da wurde die Thüre geöffnet. Man meldete die Ankunft der Herzogin von E.

XV.

Der Baron.

Der Graf hatte Alles aufgeboten, um die Herzogin glänzend zu empfangen. Vor allen Dingen hatte er für die Gesellschaft der hervorragendsten Häupter des benachbarten Adels gesorgt, die entweder für einige Tage bei ihrem Wirthe verweilten, oder am Abend von ihren Landsitzen zu der Wohnung des Grafen hinübereilten, um sich dann erst spät in der Nacht wieder zu entfernen.

Baron von . . . war einer von den Gästen, die immer nur wenige Stunden blieben. — Er war ein Fünfundvierziger, und ein hoher, breitschultriger robuster Mann, mit braunem Schnurrbart und einem Backenbart, der in wilden Büscheln bis hoch hinauf auf die Wangen wuchs. Nase, Füße und Hände des Barons waren sehr gewöhnlich; zwei große lebendige Augen verliehen ihm aber einiges Interesse. In seinen Manieren war der Baron im höchsten Grade ungeschlacht; die geräumigsten Zimmer waren zu klein für seine grotesken Bewegungen; er zerbrach

bei jeder Soirée einige Taſſen, einen Stuhl, oder irgend ein anderes unſchuldiges Möbel, ſo daß ſeine Freunde ihn ein für allemal als den koſtſpieligſten Gaſt bezeichneten. Im Geſpräche war der Baron ſehr verſtändlich; er führte die undiplomatiſchſten Redensarten, und drückte ſich ſogar ſehr derb aus, wenn er in Eifer gerieth. Nichtsdeſtoweniger war er bei den Damen gern geſehn, denn der Baron war jedenfalls eine zu ehrliche Erſcheinung, als daß man ihm hätte zürnen ſollen. Er ließ ſich auch ſo willig von den jungen Comteſſen an der Naſe herumführen, daß man ihm ſchon der komiſchen Scenen wegen, zu denen er Veranlaſſung gab, mit Freuden alle Extravaganzen verzieh. Schrecklich blieb er freilich für die meiſten Damen, durch den mehr als pikanten Duft des Pferdeſtalles, den er fortwährend in ſeinen Kleidern trug. Die Röcke und Beinkleider des adligen Herrn waren dergeſtalt von dieſem durchdringenden Parfum geſättigt, daß die Fürſtin X. einſt ohnmächtig wurde, als ſie den Baron näher beroch. Ein wahrer Kampf entſpann ſich zwiſchen der Atmoſphäre des Salons und der Atmoſphäre des Stalls, wenn der Baron zur Thüre hineintrat, und Fürſtin X. behauptete, ſie glaube auch jedesmal nichts anderes als daß ein leibhaftiger, vierfüßiger Hengſt hereinſpaziere. Das Eigenthümliche und Charakte-

riſtiſche des Varons hatte ſich aus ſeiner täglichen Beſchäftigung, aus ſeinem ſtündlichen Umgang entwickelt. Der Baron war nämlich nicht nur ein leidenſchaftlicher und ausgezeichneter Reiter, ſondern er trieb auch in eigner Perſon den bedeutendſten Roßhandel. Beſonders Vergnügen machte es ihm ſtets, von wahrhaft fabelhaften Gewinnſten zu erzählen, die er bei ſeinem Schacher realiſirt zu haben meinte. Kein Roßkamm, verſicherte er, habe ihn je betrogen; er ſei dagegen der Mann, der alle Welt überliſte, und halbtod wollte er ſich oft über dieſen und jenen Iſraeliten lachen, den er bei dem letzten Geſchäft hintergangen zu haben vorgab. Gut unterrichtete Freunde wußten indeß beſſer, wie es mit der Liebhaberei des Barons ausſah. Sie hatten meiſtens ſchon ſelbſt baron preſtirt, und hüteten ſich wohl, ihren enthuſiaſtiſchen Bekannten in ſeinen Illuſionen zu ſtören. Sie wußten, daß der Baron nur der Luſt des Kaufens und des Verkaufens wegen den Roßhandel trieb, und daß er ſich wenig daraus machte, wenn die Summe ſeiner Verluſte jährlich einen nicht unbeträchtlichen Ausfall in ſeinen ſonſtigen Revenüen hervorbrachte. Vor allen andern zeichnete ſich der Baron als Mitglied eines Reitjagd-Klubs aus, der nach engliſchem Muſter, bei dem jüdiſchen Adel ſeiner Zeit viel Furore machte. Dieſer Klub

exiſtirte nur für den Adel und für wenige auserleſene Bürgerliche; er ſollte die Freuden des Reitens und der Jagd miteinander verbinden, »um die preußiſche Jugend wieder zu ſtählen.«

Dieſes »Stählens« bedurfte der Baron freilich nicht, denn trotz mancher Ausſchweifungen mit den Landſchönheiten ſeiner Umgebung, führte er im Ganzen ein ſehr regelmäßiges Leben, und konſervirte ſeinen eiſernen Körper. Er ſtand Morgens mit der Sonne auf und ſchlief deswegen auch Abends im Salon, in der beſten Geſellſchaft, oft laut ſchnarchend auf ſeinem Stuhle ein. In den von den Landräthen ausgeſchriebenen Kreisverſammlungen, die in Schleſien gewöhnlich aus 30 adligen Gutsbeſitzern und aus nur 6 oder 8 bürgerlichen und bäuerlichen Deputirten beſtehen, fehlte der Baron ſelten. Noch pünktlicher fand er ſich indeß auf den in allen benachbarten Orten regelmäßig ſtattfindenden Wochenmärkten ein; nicht nur um Pferdehandel zu treiben und als Schaafzüchter ſeine Wolle an den Mann zu bringen, ſondern namentlich der Annehmlichkeit wegen, viele Leute ſeines Gelichters beim Trunk oder Spiel zuſammen anzutreffen. Dieſe Wochenmärkte bildeten für den ſchleſiſchen Adel lange Zeit einen beſuchteren Sammelplatz, als die gegen das Ende der dreißiger Jahre geſtifteten Adels-Reunionen, die zuerſt nach den Freiheits-

kriegen aufstauchten, dann aber für einige Jahre wieder verschwanden. Die Krone aller Vergnügungen war für den Baron der jährlich gleich nach Pfingsten stattfindende große Wollmarkt in Breslau. Es ist hinlänglich bekannt, daß der ganze schaafzüchtende schlesische Adel um diese Zeit nach der Hauptstadt der Provinz pilgert. Der Baron war von jeher einer der hervorragendsten Besucher dieses Marktes. Er schlug bei solchen Gelegenheiten mehr Geld todt als jeder andere, und es war ihm schon mehr als einmal passirt, daß er eine gehörige Portion Schulden machte, statt einen Haufen Geldes für die verkaufte Wolle mit nach Hause zurückzubringen. Außer dem unvermeidlichen Pferde- und Wollhandel, trieb der Baron auch noch die Runkelrüben-Kultur und die Schnapsbrennerei, so daß er also in seiner Person fast alle »nobeln Passionen« des schlesischen Landadels vereinigte.

Diesen robusten, schaafzüchtenden und schnapsbrennenden Edelmann finden wir als bestes Pendant zu seinem Wirthe, dem in Bädern und großen Städten frühzeitig zerrütteten und entnervten Grafen: in der Gesellschaft einer durch ihre Liederlichkeit weltgeschichtlich gewordenen Herzogin v. S. und eines Ritters Schnapphahnski. Der Baron legitimirte sich zu

ſolchem Umgange durch ſeinen uralten Adel und durch ſein koloſſales Vermögen.

Wie meine Leſer wiſſen, war die Herzogin bereits auf dem Landſitze des Grafen angekommen. Zu ermüdet und zu ängſtlich, ſich gleich den Blicken vieler ihr noch unbekannter Leute auszuſetzen, hatte ſie aber am erſten Abend ihre Gemächer noch nicht verlaſſen wollen, ſo daß alſo Ritter Schnapphahnski abermals 24 Stunden in der peinlichſten Erwartung zubringen mußte.

Wie ſie es ſtets in Schlöſſern that, deren Einrichtung ihr noch nicht geläufig war, hatte die Herzogin auch dieſes Mal vor ihrem Erſcheinen erſt mit dem Grafen in Betreff der Beleuchtung des Saales Rückſprache genommen. Es war dies einer der wichtigſten Punkte für die Herzogin. Sie befand ſich nämlich in der umgekehrten Lage, wie weiland der ſelige Peter Schlemihl. Der arme Schlemihl hatte keine Schattenſeite; die arme Herzogin hatte deren zu viele. Wenn Schlemihl daher ſeinen Freund Bendel veranſchickte, um die Beleuchtung zu arrangiren, daß ihn alle Lichter trafen, ſo befahl die Herzogin dem Grafen, die Sache ſo einzurichten, daß ſie möglicherweiſe von keinem getroffen werde. Der Graf war in die Geheimniſſe der herzoglichen Toilette eingeweiht, und er leitete denn auch Alles in ſo

umfaſſender Weiſe, daß die Konſtellation der Lampen am nächſten Abend die günſtigſte werden mußte.

Von der Nacht, die der Ritter und die Herzogin vor ihrem erſten Zuſammentreffen zubrachten, kann man ſich leicht eine Idee machen. Während ihre Körper noch durch kalte Mauern getrennt waren, ſchlangen ſich ihre Seelen ſchon ineinander und führten jenen luſtigen Tanz der Träume auf jenen Elfentanz der Gedanken, den alle Liebenden kennen.

O, das iſt der Teufel, daß wir von dem Ziele unſerer Wünſche oft nur durch eine Mauer getrennt ſind, durch eine Bretterwand, durch einen Vorhang. Wir hören ihn ſeufzen und lachen, und huſten und ſingen: den Gegenſtand unſerer Verehrung. Aber die Mauer ſteht wie eine Mauer vor unſerm Glück; die Welt unſerer Sehnſucht iſt mit Bretter vernagelt und der Vorhang bleibt verhängt. Während die Dame unſers Herzens vielleicht von uns träumt und ge[illegible]rochenen Lautes die ſeltſamſten Worte murmelt und mit den nackten kleinen Füßen in des Bettes Linnen wühlt und die weißen Arme emporſtreckt, um ihren Traum zu ergreifen und ihn feſtzuhalten und an die Bruſt zu drücken mit Thränen und Küſſen — ja, während unſer ganzes Sein aufgeht in dem übrigen: müſſen wir vielleicht mit kalten Beinen bei einer Taſſe ſchwarzen Kaffe's ſitzen, um über eine Civil-

klage nachzudenken, über ein philoſophiſches Problem oder dergleichen Lappalien.

Aber alles das liegt an der ſchlechten Bauart unſerer Häuſer und an der ſchlechten Bauart unſerer ſchlechten Geſellſchaft. Wie in Menagerien leben wir in Käfigen und in Vogelbauern. Die Löwen verlernen das Brüllen, die Adler das Fliegen und die Nachtigallen das Singen. Unſer halbes Leben verſtreicht mit nichtsnutziger Arbeit, bei unbefriedigter Sehnſucht. Aus Titanen werden Philiſter und aus himmliſchen Huris: hyſteriſche, alte Jungfern. Zu erbärmlichen, rückſichtsvollen Pedanten hat uns die gute Sitte gemacht, zu rechten Geizhälſen, die ihre Schätze ſo lange konſerviren, bis ſie roſtig und ſchimmelich ſind. Wir faſeln wie der König Salomo, als er 70 Jahr war und meinen wir etwas Neues geſagt oder gethan zu haben, da war es doch nur altes, abgetackeltes Zeug, was die Griechen ſchon beſſer ſagten und thaten als wir, was längſt im Homeros ſteht, zugänglich für jeden Tertianer.

Ach, nach Kaffe riechen wir, nach Wolle, nach alten Büchern und nach ſchmutzigen Akten — nur nicht nach Menſchen! Schöne Kerls ſind wir. Wenn die alten Götter noch leben, ſo werden ſie ſich hübſch über uns mokiren, daß wir mit all' unſerm Scharfſinn, mit unſerer immenſen Klugheit doch nur ſo

züchtige Krämer geworden ſind, ſo zahme Tagelöhner. Throne werfen wir um und jagen die armen Könige über's Meer aber unſern ſittſamen Zopf, den Rattenſchwanz des Alterwitzes behalten wir im Nacken. Möchte uns das Schickſal daran erhängen!

O, es iſt Zeit, daß ihr die Mauern einrennt, und die Bretterwände zerſchlagt und die Vorhänge zerreißt. Wie die Kinder ſollt ihr wieder werden — die Kinder nennen ſich Du und Du, und betrügen ſich ſelten, und lachen miteinander und weinen und küſſen ſich und ſchlafen ſorglos in einem Bette und die Kinder ſind die einzigen vernünftigen Menſchen auf Erden.

XVI.

Der Baron und der Ritter.

„Nicht wahr, Baron, Sie kennen die Herzogin?“ fragte der Ritter Schnapphahnski.

„„Die Babylonierin, meinen Sie?““ erwiederte der pferdekundige Edelmann.

„Nun, die Herzogin von S.!“

„„Allerdings kenne ich sie. Ich verkaufte ihr einst zwei Schimmel, für neunzig Friedrichsd'or, — zwei Schimmel, sage ich Ihnen, wie zwei Engel; zwei Gäule, die ich liebte, die ich vergötterte. Wenn ich an diese zwei Schimmel denke, da werde ich weich, da kommen mir die Thränen in die Augen. Und nur neunzig Friedrichsd'or — O, es war entsetzlich!““

„Aber weshalb verkauften Sie so billig?“

„„Weil ich die armen Thiere total zu Schanden gefahren hatte; weil sie keinen Schuß Pulver mehr werth waren.““

„Aber, beim Teufel, da bezahlte die Herzogin noch theuer genug!“

„„Allerdings, Ritter! Aber wer konnte mir meinen Kummer um die armen Thiere bezahlen? Wer bezahlte mir meinen Schmerz, daß ich die herrlichen Gäule so früh ruinirte?““

„Sie sind sehr naiv, Herr Baron!“

„„Ich bin ein Edelmann, Ritter. Seit ich der Herzogin die Schimmel verkaufte, machten wir keine Geschäfte mehr miteinander. Vergebens bot ich ihr das Auserlesenste meines Stalles an. Schecken zum küssen, Füchse zum umarmen, Rappen zum Anbeten — die Herzogin wollte sich auf nichts einlassen. Sie berief sich immer auf die Schimmel; von Neuem

rig ſie ſtets die kaum vernarbte Wunde meines Kummers auf.“

„Aber ich finde, daß die Herzogin alle Urſache dazu hätte.“

„„Ganz natürlich, Ritter; aber als galante Dame hatte ſie eben ſo ſehr Urſache, die Geſchichte nie wieder zu berühren, nie wieder an die Schimmel zu denken und mir mein Unrecht ein für allemal zu verzeihen. Wenn ich mir als leichtſinniger Mann in meiner Betrübniß, das Vergnügen machte, die Herzogin für lumpige neunzig Friedrichsd'or hineinzureiten, da mußte ſie ſich als geniale Frau, das Vergnügen machen, mir dieſen Troſt zu gönnen — jedenfalls iſt dies logiſch — —““

„Die Logik des Pferdehandels.“

„„Uebrigens werde ich mich mit der Herzogin ausſöhnen. Ich werde ihr täglich den Hof machen; denn ich verehre die Herzogin, ich verehre das Geſpann, mit dem ſie geſtern Abend heranfuhr, und ich werde ihr den höchſten Preis dafür bieten, den ſie ein Standesherr geboten hat.““

„Iſt dies Geſpann vielleicht ebenfalls zu Schanden geſagt?“

„„Ich bitte ſehr um Verzeihung: nicht im Geringſten! Vier Gäule die ihres Gleichen ſuchen — —““

„Aber wenn die Herzogin nicht verkaufen will?“

„„Nun, da werde ich thun, als ob ich halb verrückt würde.““

„Und hilft auch das nichts?“

„„Da werde ich mich jedtzuſchießen drohen.““

„Und kommen Sie noch immer nicht zum Ziel?“

„„Nun da werde ich bis zum äußerſten gehen, ich werde der Herzogin zu Füßen fallen, ich werde ihre Kniee umfaſſen, ich werde ihr eine — Liebes-erklärung machen.““

Herr von Schnapphahnski taumelte drei Schritte zurück, als ob er plötzlich in der Perſon des Barons einen der gefährlichſten Konkurrenten ſähe.

„Eine Liebeserklärung —?“ erwiderte er endlich mit beſonderem Nachdruck.

„„Allerdings, lieber Ritter, denn ich kann nicht länger leben, ohne die vier Hengſte der Herzogin.““

„Aber wiſſen Sie auch, daß die Herzogin faſt ſechzig Jahre alt iſt?“

„„Ich weiß, daß ihre Hengſte die ſchönſten auf der Welt ſind.““

„Wiſſen Sie, daß die Herzogin falſche Waden trägt, falſche Zähne, falſche Haare?“

„„Ich weiß, daß ihre Hengſte echte Schweife, echte Mähnen und echte Hufen haben.““

„Wiſſen Sie, daß Sie ſich vor der ganzen Welt lächerlich machen werden?“

„„Ich weiß, daß ihre Hengſte Stück für Stück hundert Piſtolen werth ſind.““

„Wiſſen Sie, daß es ein Verrath an Ihrer Jugend ſein würde, wenn Sie ſich mit einer ſo alten Perſon einließen?“

„„Ich weiß, daß die Hengſte der Herzogin meinen Stall ungemein zieren würden —““

Doch der Baron lachte plötzlich laut auf:

„„Ich wollte Sie nur auf die Probe ſtellen, lieber Ritter. Es freut mich, daß wir einerlei Meinung über die Herzogin ſind. Man ſagte mir geſtern, daß Sie wirklich mit ernſtlichen Abſichten auf die Herzogin losrückten. Ich konnte mir dies nicht denken. Nach dem was Sie mir eben von der Herzogin ſagen, iſt es unmöglich: Nicht wahr, Herr Ritter, die Herzogin iſt eine alte Runkelrübe?““ — Herr von Schnapphahnski biß ſich die Lippen. — „Eine alte Runkelrübe, die einſt der Berggeiſt Rübezahl in ein Weib verwandelte?“ Herr von Schnapphahnski blickte verſchämt zu Boden. — „„Ein junger Mann wie Sie, ſich in eine alte Runkelrübe verlieben — ich wußte es gleich, es war reine Verläumdung!““ Es wurde Herrn von Schnapphahnski ſehr unheimlich zu Muthe.

„Aber laſſen Sie die Herzogin —“ erwiederte endlich.

„„Verzeihen Sie, Herr Ritter, Sie selbst haben die Herzogin aufs Tapet gebracht!““

„Jedenfalls ist die Herzogin eine geistreiche Dame!“

„„Eine geistreiche Runkelrübe!““

„Sie ist eine berühmte Frau.“

„„Eine berühmte Runkelrübe.““

„Herr Baron, ich verstehe Sie nicht.“

„„Aber ich verstehe mich auf diese Runkelrübe.““

„Sie scheinen sich über mich lustig zu machen.“

„„Ich mache mich lustig über die Runkelrübe.““

„Herr Baron, ich muß Ihre Redensarten als eine Provokation ansehen!“

Der Baron sah den Ritter erstaunt an.

„„Also Sie interessiren sich dennoch für die Herzogin — ?““ Herr von Schnapphahnski sah, daß er besiegt war — „„Beruhigen Sie sich —““ fuhr der Baron fort, „„ich werde ganz in Ihrem Interesse arbeiten — aber als Gegendienst müssen Sie so gut sein, und der Herzogin versichern, daß ihre vier Gäule den — Spath haben — —““ Der Ritter nickte beifällig und der Handel war geschlossen.

XVII.

Der Ritter und die Herzogin.

Der Ritter ſtand vor der Herzogin und zierlich beug er ſich hinab, ihre Hand zu küſſen. Der Handkuß iſt die beſte Ouvertüre zu dem Geſpräch mit einer Dame. Die Adligen kultiviren den Handkuß, — wir Bürgerlichen höchſtens die Kußhand. Die Adligen haben den Handkuß vor uns voraus; es giebt nichts paſſenderes und graziöſeres als einer ſchönen Dame paſſend und graziös die Hand zu küſſen. Während ſich die Dame majeſtätiſch emporrichtet und den Kopf in den ſeeligen Nacken wirft, daß die kohlſchwarzen Locken wie verliebte Schlangen um den alabaſternen Hals flattern: beugt der Ritter ſeinen unterthänigen Rücken und drückt den Kuß auf die zierliche, ſouveräne Rechte, höfliche Grüße winſelnd, ſüße Betheuerungen und galante Lügen. Giebt es etwas liebenswürdigeres als den Handkuß? Wenn man mit der Hand anfängt, wer weiß, wo man aufhört!

Als Ritter Schnapphahnski der Herzogin Hand geküßt hatte, hob er ſich langſam empor und ließ die erwartungsvolle Dame in ein Antlitz ſchauen, auf dem der Reiz der jugendlichſten Schüchternheit ſich ſo geſchickt mit der Frivolität der Erfahrung zu vereinigen wußte, daß der Herzogin unwillkührlich ein Seufzer entfuhr, ein Seufzer, wie ſie ihn lange nicht geſeufzt hatte, einer jener Seufzer, für die man gern eine Million giebt, für die man ſich in Fetzen ſchießen läßt, für die man tauſend Eide ſchwört, aber auch tauſend Eide bricht!

Aus ihren beſten Zeiten hatte ſich die Herzogin dieſen Seufzer aufbewahrt. Herr von Schnapphahnski erſchrack ordentlich, daß die Herzogin noch ſo natürlich ſeufzen könne, und ſchnell die Hand auf's Herz legend, fragte er in ſo naivem Tone als nur irgend möglich: „Gilt dieſer Seufzer Ihnen oder mir, gnädige Frau? Ihnen kann er unmöglich gelten, denn in heiterer Hoheit ſehe ich Sie vor mir thronen, erhaben über allen Seufzern, über jenen Lauten des Schmerzes und der Sehnſucht, die nur mir gehören — ja, gnädige Frau, Ihr Seufzer gehörte mir, er war mein Seufzer, er war die Huldigung, mit der ich Ihnen nahte, mit der ich mich über die Seufzerbrücke des Lebens zu Ihnen hinüberrettete!“

Jedenfalls weiß dieſer Schnapphahnski ſeine Phraſen abſcheulich zu verdrechſeln — ſagte der Baron, indem er den Grafen mehr in die Tiefe des Gemaches zog. Doch der Ritter war bereits im beſten Zuge: „Am erſten Tage,“ fuhr er fort, lachte Gott und machte das Licht; am zweiten wurde er noch heiterer und ſchuf den Himmel. Am dritten Tage wurde er ernſt und trocken, und ſchuf die trockne ſolide Erde; doch am vierten wurde er phantaſtiſch und erfand den Mond und die Sterne, und am fünften wandelte ihn endlich der Humor an und er erſchuf, was ſich regt in den Höh'n und den Tiefen — am ſechſten Tage ſeufzte er aber und erfand den Menſchen, er erfand die Liebe, und ſeit Jahrtauſenden weht nun dieſer Schöpfungsſeufzer des ſechſten Tages durch die Herzen aller Erſchaffenen, einem ewigen Echo gleich, das von einer Seele zu der andern wiedertönt, immer neue Töne ſchaffend, Töne der Freude und Töne des Schmerzes, harmoniſche und herzzerreißende.“

Es iſt ſchade, daß der Ritter kein Paſtor wurde — murmelte der Baron in das Ohr des Grafen. Seh'n Sie nur, wie er geſtikulirt: wie ein verrückt gewordener Telegraph! Hat man je etwas tollers geſehn?

Die Herzogin hatte ſich indeß aufmerkſamer emporgerichtet. Sie warf den rothen Kaſchmirſhawl in geheimnißvollere Falten, und dem Ritter das adlige Profil zeigend, den Handſchuh der zierlichen Hand und den kleinen Fuß, erwiederte Sie mit freundlichem Lächeln: „„Aber, in der That, Herr Ritter, Sie führen eine wahre Seufzer-Konverſation; Sie müſſen entſetzlich unglücklich ſein —““

„Entſetzlich! gnädige Frau —“

„„Aber geiſtreiche Leute ſollten nie unglücklich ſein; wenigſtens ſollten ſie nie ſo ſehr an ihrem Glück verzweifeln, daß ſie ſich länger als einen Tag lang ärgerten, oder ennuyirten. — Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Ritter, ſind Sie ſeit geſtern unglücklich, oder ſeit heute?““

„Seit zehn Minuten, gnädige Frau!“ — Der Ritter faltete die Hände und ſah die Herzogin mit ſchwärmeriſchen Augen an. Die Herzogin hätte tauſend Louisd'or darum gegeben, wenn es ihr möglich geweſen wäre, in dieſem Augenblick leiſe zu erröthen.

— Seh'n Sie nur, wie er wedelt und ſcharwenzelt murmelte der Graf. — Wie ein junger Hund vor einer alten Katze, erwiederte der Baron. — Ich hätte ihn nie für einen ſo großen Komödianten gehalten. — Er hat ſich 10 Jahre lang jeden Tag vor dem Spiegel im Geſtikuliren geübt. — Es iſt gar

kein Zweifel mehr, daß er die Herzogin erobert. — Gott sei gedankt, so erobere ich die vier Hengste! — Graf und Baron zogen sich etwas zurück und unser Schnappbahnski fuhr fort, seine Liebesleiden so rührend zu entwickeln, wie noch nie ein Ritter vor ihm.

Mit jeder Sekunde wurde seine Beredsamkeit blumenreicher und ergreifender; seine Worte galoppirten wie geflügelte Rosse über die Hindernisse der sitzlichsten aller Unterredungen: Wie ein Dichter in dem windstillen Raume seines Studierzimmers sich so lebhaft in den fürchterlichsten Sturm auf offener See versetzen kann, daß er während der Schilderung desselben unwillkührlich nach dem Kopfe greift, um den Hut festzuhalten, so wußte Herr von Schnappbahnski in der Nähe einer fast sechszigjährigen Dame, der Art die Gegenwart eines blutjungen unschuldigen Kindes heraufzubeschwören, daß er wahre Wunder der Naivetät beging und die Herzogin unwillkührlich in den Strudel der süßesten Liebesraserei mit sich fortriß.

„Unglücklich bin ich —“ rief der Ritter, „unglücklich geworden seit zehn Minuten, weil ich noch daran verzweifeln muß, ob ich je wieder glücklich werde. Eine Rose fand ich — darf ich sie brechen? Eine Perle fand ich — darf ich sie an meine Brust drücken? —“

Aehnliche Phraſen entſchlürften dem Ritter zu Dutzenden. Die Herzogin geſtand ſich, daß ſie ſchon viel dummes Zeug im Leben gehört habe, gewiß aber nicht ſo viele verliebte Schnörkel, wie ſie der Ritter in Zeit von einer halben Stunde produzirte.

„„Reiſen Sie, Ritter! Suchen Sie Troſt und Zerſtreuung auf Reiſen —““

„Gnädige Frau, verſtoßen Sie mich nicht.“

„„Jagen Sie, Ritter! Suchen Sie Zerſtreuung auf der Jagd —““

„Gnädige Frau, verjagen Sie mich nicht.“

„„Treiben Sie Künſte und Wiſſenſchaften, Ritter, zerſtreuen Sie ſich!““

„Laſſen Sie mich das nicht in der Kunſt ſuchen, was ich im Leben vor mir habe —“

So dauerte die Unterredung fort, und immer ſchwärmeriſcher ſchaute der Ritter auf die Dame und immer entzückter blickte die Dame auf den Ritter.

Doch ich kann von meinen Freunden nicht erwarten, daß ſie die Liebesduſelei zweier alter Sünder bis zu Ende leſen ſollen. Das Geſchwätz zweier Liebenden iſt unter allen Umſtänden langweilig, und wenn auch eine Konverſation, wie die der Herzogin und des Ritters, ſchon ihrer Heuchelei wegen intereſſanter iſt, als eine wirkliche, aufrichtige, jugendliche Aventure, ſo bleiben die mehr oder weniger abge-

droschenen Phrasen doch immer dieselben. „Der süße Gram“ und die „holde Noth“ machen sich in schlechtstylisirten Briefen und in erbärmlichen Redeflosken Luft und die Faseleien der Liebe sind unerträglich. Erst da wird die Liebe interessant, wo sie rein-sinnlich auftritt. Die sinnlichen Engel auf Erden sind ganz leidliche und interessante Geschöpfe, aber die geschlechtlosen Engel im Himmel wollen wir dem lieben Gotte überlassen.

Alle Leute, heißt es in unsern Manuskripten, die seiner Zeit auf dem Schlosse des Grafen anwesend waren, und die Manöver des Ritters, der Herzogin gegenüber, zu beobachten Gelegenheit hatten, meinten vor Lachen zu sterben. Der Ritter betrug sich wie der sentimentalste Affe und er führte diese Rolle mit einer solchen Konsequenz durch, daß die Herzogin sich immer mehr täuschen ließ, und wunderbarer Weise zuletzt gar nicht mehr daran zweifelte, daß der Ritter ihr mit demselben Verlangen entgegeneile, wie sie sich zu ihm hinübersehnte. Die Herzogin gestand sich, daß sie noch nie so geliebt worden sei. Alle ihre Jugendträume kehrten wieder; Alles was sie genossen, wurde auf's Neue bei ihr lebendig. Sie glaubte sich in jene Tage zurückversetzt, wo einst die Blüthe der französischen Jugend zu ihren Füßen lag, und in der Gestalt unseres Ritters erschienen ihr alle Männer,

von denen ſie Liebes erfuhr. Dem Ritter war es gelungen, was ihm der Graf als die ſchwierigſte Aufgabe geſchildert hatte. Es war ihm gelungen, die Jugend der Herzogin in ihr Alter zurückzuzaubern.

Als der Ritter aber ſoweit gelangt war, da kannte die Dankbarkeit der Herzogin keine Gränzen mehr. Wäre es Schnappbahnski's Wunſch geweſen: ſie hätte wirklich mit Freuden ihre Schlöſſer in Brand geſteckt und ihre Demanten ins Meer geſchleudert. Dieſe Dankbarkeit der alten, unverwüſtlichen Dame ſoll etwas rührendes gehabt haben. In dem abſcheulichen Gewirr der Lügen, der Heuchelei, der widerwärtigſten Eitelkeit und der ſchamloſeſten Intriguen, tauchte dieſe Dankbarkeit, dem geſchmolzenen Gold in ſeinen Schlacken ähnlich, als das einzig erquickliche Gefühl auf, und verſöhnte gewiſſermaßen das bizarre und ekelerregende des ganzen Umgangs.

Auf unſern Ritter wirkte dies zurück. Zum erſten Male in ſeinem Leben ſchämte er ſich. Er hatte zu ſehr geſiegt, um ſich nicht zu ſchämen. Aus der erſten unnatürlichen Annäherung wurde ein jahrelanges, zärtliches Verhältniß.

Nach dem Beſuch auf dem Landſitze des Grafen kehrte damals die Herzogin nach ihrem Schloſſe zurück und es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie unſern Ritter mitnahm. Es erfolgte nun ein Zuſammen-

leben, daß man unmöglich hinlänglich beſchreiben kann. Ein griechiſcher Kultus wird eingerichtet; die Herzogin läßt die Badegrotte mit aſiatiſchem Luxus neu möbliren und hier weilen die Liebenden halbe Tage lang.

Odüſſeus und Kalypſe.

Alſo geſchah's; da ſank die Sonne, und Dunkel erhob ſich.
Beide gingen zur Kammer der ſchöngewölbeten Grotte,
Und genoſſen der Lieb', und ruheten neben einander.

Todtmüde und nach Luft ſchnappend zieht ſich der Ritter endlich nach ſeinem Gute zurück. Aber hierhin folgt ihm die Schöne, voll ungeſtillten Verlangens, in Mannskleidern ——

Groß wie der Dienſt, war auch ſchließlich der Lohn. Auf einem Schlag erhält der Ritter 200,000 Thaler.

XVIII.

Das Reſultat.

Komiſch würde es ſich ausnehmen, wenn man auf unſern heutigen Bühnen, bei hellem lichten Tage Theater ſpielen wollte. Unter der ganzen gemalten

Herrlichkeit würde das Eſelsohr der Wirklichkeit hervorſchauen. Blumen und Bäume würden ihren Glanz verlieren und Salons und prächtige Hallen würden zu wahren Ställen und ſchofeln Korridoren hinabſinken. Auch die Künſtler würden ſich ganz anders ausnehmen. Unter einem Almaviva würde man trotz der beſten Maske, den Herrn Meyer erkennen, Marquis Poſa käme als Herr Fiſcher zum Vorſchein und ſo würde man einen Jeden an ſeinen Blatternarben erkennen, an ſeinem ſchlechten Schnurrbart oder an irgend einer andern Vernachläſſigung der Schöpfung, und der Herr Direktor würde bald vergebens ſein Haus zu füllen ſuchen.

Wie es dem Direktor mit dem Theater geht, ſo ging es mir mit der Herzogin von S. Meine letzten Schilderungen würden ebenfalls hübſcher geworden ſein, wenn ich ſie bei Lampenlicht hätte geben können. Aber nur in trocknen Worten, bei unzweifelhaftem Tageslichte mußte ich die Schönheiten jener hohen Dame zergliedern; da half kein Bitten und kein Flehen, die Sache wollte nun einmal beſchrieben ſein, ſo oder ſo, jedenfalls aber gemäß der Wahrheit, und leider mußte ich gehorchen. Meine Leſer werden bemerkt haben, daß dies nur mit großem Widerſtreben geſchah, ich zog die Sache ſo viel wie möglich in die Länge, und würde mich durch das Zwiſchenſchieben

anderer fremdartiger Geſichten wohl noch länger dagegen geſträubt haben, wenn mich mein Gewiſſen nicht daran erinnert hätte, daß es beſſer ſei, lieber um kein Haar breit von meinem Texte abzuweichen, und allein der Wahrheit die Ehre zu geben.

Ich blieb bei der Wahrheit und ich war deshalb zehnmal weniger intereſſant, als wenn ich die Göttin der Lüge umarmt hätte. Wahrheit und Lüge! Die Göttin der Wahrheit iſt wie ein ſechs Fuß hohes Mädchen, mit blonden Haaren und mit kaltem aber ſchneeweißem Teint. Aus zwei großen blauen Augen, die wie zwei Himmel in ruhig heiterer Herrlichkeit zu dir herniederlächeln, ſchaut dich die Seele der reinen keuſchen Göttin, ſo unbefangen und doch ſo feierlich an, daß du nur ſchüchtern zu nahen wagſt, um ihr höchſtens die Stirn zu küſſen, die hohe, olympiſche Stirn, und dann eines Befehles zu harren in banger Unterwürfigkeit, den langen, lieben, langweiligen Tag. Es geht uns mit der Wahrheit wie Cupido mit den ſämmtlichen Muſen. Ich entſinne mich nämlich geleſen zu haben, ſagt Meiſter Alcofribas, daß einſt Cupido, den ſeine Mutter Venus frug, warum er nicht die Muſen anfiel, zur Antwort gab, er fände ſie ſo ſchön, rein, ehrbar, ſittſam und ſtets beſchäftigt, die eine mit Betrachtung der Sterne, die andere mit Berechnung der Zahlen, die dritte mit geometriſchen

Maßen, die vierte mit redneriſcher Erfindung, die fünfte mit poetiſchen Künſten, die ſechſte mit Muſikbeſetzung u. ſ. w., daß er, wenn er zu ihnen käme, ſeinen Bogen abſpannte, den Köcher zuſchlöß, und die Fackel verlöſchte, aus Scham und Scheu ihnen weh zu thun. Auch nähme er ſich die Binde von den Augen, ſie offenen Angeſichts zu ſchauen, ihre artigen Lieder und Oden zu hören, dies wäre ihm die größte Luſt der Welt, ſo daß er ſich öfters ſchier verzückt fühle in ihrer Anmuth und Lieblichkeit, ja in der Harmonie entſchliefe, geſchweige, daß er ſie überfallen oder von ihren Studien ſollte abziehen. — So geht es uns denn auch mit der Wahrheit.

O wie anders iſt es mit der Lüge! Die Göttin der Lüge, oder der Phantaſie, wenn ihr ſie lieber ſo nennen wollt, iſt nicht wie die der Wahrheit, ihre ſechs Fuß hoch; ſie trägt auch keine blonden Haare — nein, eine kleine ſchwarz oder braun gelockte Perſon iſt ſie, ſüdlich dunkler Geſichtsfarbe, mit ſchelmiſchem Roſenmund und ſo verführeriſch zierlich an Taille, Händen und Füßen, daß man wirklich gleich auf allerlei Irrwege gerathen würde, wenn die beiden feurigen Augen der Kleinen nicht ſo ſehnſüchtig verlangten, daß man ſich taumelnd in ihnen verlöre, wie eine Mücke im flammenden Lichte. Ruhig nicht und ernſt iſt die reizende Göttin, nein, ſie iſt leben-

dig, beweglich; ſie tanzt und ſingt und ſchmückt ihre Locken mit luſtigen Blumen, lachend und weinend, wie es ihr grade einfällt und immer bleibt ſie graziös. Der Wahrheit mußt du huldigen wie einer Königin, und was ſie dir giebt, das giebt ſie dir aus Gnade. Nicht ſo die Phantaſie. Statt ihr nachzulaufen, läuft ſie mitunter dir nach, und biſt du ein hübſcher Junge, da beſucht ſie dich in den Nächten des Frühlings und ſchlingt ihre weichen Arme um deinen Nacken und küßt dich und am Morgen wachſt du verwundert auf. Die nackte Wahrheit iſt eine engliſche Ehefrau; die ſchöne Lüge eine franzöſiſche Griſette.

Doch zurück zu Schnapphahnski!

Es war die höchſte Zeit, daß unſer Ritter in ſeinen Unternehmungen reuſſirte; er ſiegte noch gerade zur rechten Zeit über die Herzogin; ihre Großmuth konnte ihn noch retten. Die bedeutenden Beſitzungen der Schnapphahnski'ſchen Familie im öſtreichiſchen Schleſien, ſollten nämlich öffentlich verkauft werden, da der Ritter nicht mehr im Stande war, ſie zu halten. Schon war der Verſteigerungstermin beſtimmt, und ein Bevollmächtigter des K. von H. präſentirte ſich, um die enorme Beſitzung zu erſtehen. Da trat jene Wendung in dem Leben unſeres Ritters ein .... Die Herzogin von S. ſchwärmte für Schnapphahnski und kein Opfer war ihr zu groß,

um dem unglücklichen Manne zu helfen. Durch ihren Einfluß wußte ſie es dahin zu bringen, daß der K. von H. ſeinen Bevollmächtigten zurückzog, und die Idee des Kaufes fahren ließ —/— Andere Bieter waren bei der ungemeinen Beträchtlichkeit der Herrſchaft nicht zu fürchten, und nicht vorhanden und die Herzogin gab dann dem Ritter 200,000 Thaler, damit er die ganze Geſchichte halten konnte. Hiermit nicht zufrieden, veranlaßte der Ritter ſeine Gönnerin, außerdem noch, nach und nach die Hypotheken, welche auf den andern Gütern laſteten, abzulöſen und ſo mit ſeinen bedeutendſten Schulden tabula rasa zu machen — unſer Freund war einer der Glücklichſten unter der Sonne.

Ihr erinnert Euch jener Sage von einem verwünſchten Schloſſe? Diſteln und Dornen waren hoch um die alten Mauern gewachſen und bildeten mit den epheuberankten Bäumen des Waldes einen undurchdringlichen Kranz, der die ganze Feſte einſchloß. Todtenſtille herrſchte in dem prächtigen Raume. Auf dem Hofe ſchlummerten Hunde und Katzen; regungslos ſtanden im Stalle die edlen Roſſe, eben noch bedient von rüſtigen Knechten, die plötzlich bei der Arbeit eingeſchlafen waren und mit halb geſchloſſenen Augen träumeriſch an den Krippen lehnten.

In der Küche nickten Koch und Küchenjunge, und da und dort ſaßen die andern Dienſtboten, alle

wie vom Schlage gerührt. In den Hallen des Saales ruhten aber auf weichen Polſtern: Herren und Damen, beim Bankett vom Schlafe überraſcht, die Becher noch in Händen, mit geſenkten Häuptern.

Kurz, alle lebenden Weſen des Schloſſes, von den Helden des Saales an bis zu der Fliege an der Wand, waren bebert und vom Zauber berückt und ſchlafen würden ſie vielleicht noch heute, wenn ſich nicht einſt ein jugendlicher Ritter mit dem Schwerte Bahn durch die Diſteln und Dornen geſchlagen hätte und keck hinein in den verwünſchten Raum gedrungen wäre.

Er ſah ſich verwundert um und er begriff, daß dieſer Zauber nur auf ganz eigenthümliche Weiſe gelöſt werden könne. Wochen lang hätte er die Herren und die Diener rütteln und ſchütteln können: ſie würden doch nicht wach geworden ſein. Er ſchritt daher die Wendeltreppe des Thurmes hinauf und als er hoch oben in ein kleines Gemach trat, da fand er auf weiche Kiſſen hingegoſſen: die ſchönſte Jungfrau. Die Locken ruhten neben dem lieblichen Köpfchen und die Lippen leuchteten in roſiger Friſche.

Entzückt war der Ritter und lange ſchwelgte er in dem ſeligen Anblick. Als er ſich aber genug erquickt hatte, da beg er ſich hinab und es verſtand ſich von ſelbſt, daß er die Schöne mitten auf ihren rothen Mund küßte — da war der Zauber gelöſt!

Im Hofe erwachten Hunde und Katzen; im Stall die Roſſe ſammt ihren Knechten; in der Küche fuhr Koch und Küchenjunge empor und erwachend reckten die übrigen Dienſtboten ihre ſteif gewordenen Glieder. Die Herren und Damen des Saales regten ſich nicht minder: ſie fuhren in ihrem Bankett fort und ahnten kaum, daß ſie ein Paar hundert Jahre lang geſchlafen hatten.

Kurz, alles wurde lebendig, von den Helden des Saales an, bis zu der Fliege an der Wand, dann oben im Erker küßte der Ritter die Jungfrau, und vom Traume erwachend, ſank ſie liebeſeufzend an ſeine Bruſt.

Gelehrte Leute behaupten, der ganze Zauber rühre von dem Stich einer Spindel her und nur durch einen Kuß könne ſo etwas wieder gut gemacht werden — —

Ich weiß nicht, wie es darum ſteht, ſoviel iſt aber gewiß, daß die Umarmung des Ritters Schnappbahnski und der Herzogin von S. denſelben Einfluß auf die verſchuldeten Güter des erſtern hatte, wie der Kuß des Ritters der Sage und der ſchlafenden Jungfrau, auf das verwünſchte Waldſchloß Der Kuß des Ritters entzauberte das Schloß; die Umarmung unſeres Schnappbahnski enthypotheſirte ſeine ſämmtlichen Beſitzungen.

Wie die Neſſe des Waldſchloſſes froh in die Luft hinauswieherten, daß endlich der Spuk gelöſt ſei, ſo huben ſich auch die Merino Mutterſchaafe und Böcke der Schnapphahnski'ſchen Güter freudig empor und blöckten ihrem ſchuldenbefreiten Herrn ein luſtiges Willkommen.

Schnapphahnski hatte keine Schulden mehr.

Jeder, der einmal Schulden hatte, wird die Seligkeit dieſes Gefühles zu begreifen wiſſen. Schulden gehören zu den unangenehmſten Rückerinnerungen; Schulden ſind gewiſſermaßen der Katzenjammer längſt verrauſchter Genüſſe. Alle dummen Streiche, die wir im Leben begingen, treten in den ſteifen Ziffern unſerer Schulden noch einmal ärgerlich vor unſer Gedächtniß und mit widerlichen Grimaſſen grinſ't die Vergangenheit in unſere Gegenwart herein.

Das ſchlimmſte bei den Schulden iſt indeß, daß wir mit den Schulden Gläubiger bekommen! Dieſe ernſten, mürriſchen Leute, die uns auf der Straße mit Naſenrümpfen anſchauen, die ſchon in der goldenen Frühe an unſere Thür pochen, um uns all ihren Jammer vorzuleiern, ja, die uns gar bei der Arbeit überraſchen, wenn wir mit den höchſten Weltintereſſen beſchäftigt ſind, um uns von dem Sinai unſerer Gedanken in das todte Meer ihrer kleinbürgerlichen Miſere hinabzuziehen — O es iſt entſetzlich!

Aber das iſt die Ironie des Schickſals, daß ſchon mancher Titate, der für das Heil der Menſchheit ſchwärmte, nicht einmal ſeine Hoſen bezahlen konnte — —

Menſch mache keine Schulden! Ein Gläubiger iſt erboſter als eine Horniſſe, beſtändiger wie der Teufel und langweiliger als ein Engel.

Mit dem Bezahlen der Schnapphahnski'ſchen Schulden glaubte die Herzogin indeß noch nicht genug gethan zu haben. Vor allen Dingen wollte ſie ihm wieder Bahn in die Berliner Geſellſchaft brechen. Nur eine Herzogin von S. konnte eine ſolche Aufgabe übernehmen. Eine Frau, die alle Intriguen des ancien regime und der Revolution kannte, die alle Wechſelfälle des Kaiſerreichs, der Reſtauration und der Dynaſtie mit durchgemacht hatte, ſchrak vor nichts zurück. Imponirend durch ihre Kühnheit, durch ihre Erfahrung und durch ihren koloſſalen Reichthum, ſehen wir ſie zugleich mit unſerem Ritter in Berlin auftreten. Die alten Feinde Schnapphahnski's regen ſich an hundert Orten; aber ohnmächtig ſind ſie gegen die Energie der Herzogin; die beiloſeſten Geſchichten ihres Freundes werden zu den liebenswürdigſten Abenteuern; Haß, Spott, Gelächter: Alles weiß ſie zu beſiegen. In einer Audienz bei dem Geſpiel ihrer Jugend, weiß ſie Schnapphahnski's

Zulaſſung zu den höchſten Kreiſen durchzuſetzen. Der Ritter wird wieder „möglich,“ er faßt Fuß, er bekommt eine Stellung und — muß geduldet werden.

Schnappbahnski's politiſche Laufbahn beginnt.

XIX.

Die Römerfahrt.

Ehe wir unſerm Ritter auf dem dornenvollen Pfade der Politik folgen, müſſen wir noch eine Epiſode ſeines Lebens berühren, die zu merkwürdig iſt, als daß ſie übergangen werden dürfte. Es thut uns nur leid, daß wir etwas weit von dem bisherigen Schauplatz der Begebenheiten abſchweifen müſſen. Schon einmal begleiteten wir unſern Helden bis nach Spanien; heute müſſen wir ihm nach Italien folgen. Damals begleiteten wir ihn bis in das Leihhaus von Pampeluna; heute folgen wir ihm bis zu den Füßen des heiligen Vaters.

Wir haben nämlich nichts mehr und nichts weniger zu erzählen als die Römerfahrt unſres Ritters.

Alle groſſen Sünder verrauſchter Jahrhunderte hielten es für ihre Pflicht, wenigſtens einmal im Leben, wenn auch nicht nach dem heiligen Grabe, ſo doch nach Rom zu wallfahrten, um dort von allen Skrupeln erlöſt, deſto ruhiger in einen neuen Sündenabſchnitt ihres Lebens hineinzuſteuern.

Jede Zeit hatte ihre Sitte; ſo auch die damalige. Die Griechen brachten den Göttern Hekatomben; das Mittelalter pilgerte nach Rom; wir ſündigen Menſchen der Jetztzeit pilgern höchſtens nach Paris.

Nach Paris, dem welſchen Babylon! Nach der heiligen Stadt der ſchönen Babylonierinnen! Auf den Boulevards zu ſpazieren, zu tanzen in den Champs Elyſées, und zu Mittag ſpeiſen bei Very für 48 Fr. — O welches Vergnügen! Wie ein Araber in Mekka, wenn er die Arme kreuzend und blumenreiche Gebete murmelnd in die heilige Kaaba tritt, ſo trat ich Mabille in Deinen Garten und neigte mich, o Babylon, vor Deinen Frauen!

Die Roſen duftelten, die Seide rauſchte

„Hörner, Pauken und Trompeten
Tönten jubelnd die Fanfare
Und wir riefen Alle: Heil!
Heil der Königin Pomare!“

Herr von Schnapphalmski hielt aber feſt an

den Sitten der Väter; Sr. Hochgeboren waren ein guter Katholik — Niemand wird ihm dies verdenken.

Die protestantische Religion ist eine Religion für Kaufleute und Fabrikanten — — Herr von Schnapphahnski war weder Kaufmann noch Fabrikant sondern, wie gesagt, ein guter Katholik. Nichtsdestoweniger machte er aber von Zeit zu Zeit seine Bilanz, d. h. seine geistige, oder Seelen-Bilanz, indem er sich dann jedes Mal den Saldo seiner Sünden von der guten Mutter Kirche quittiren ließ. Eine materielle Bilanz brauchte der Ritter um so weniger zu machen, da ja die Herzogin von S. seine sämmtlichen Schulden bezahlt hatte.

Mit der geistigen, oder Seelen-Bilanz unseres Helden sah es diesmal schlimm aus. Der edle Ritter hatte viel auf dem Herzen. Seit mehreren Jahren hatte er die Sünden-Conti seines Gewissens nicht abgeschlossen, und wenn er die Soll-Seiten seines Gedächtnisses durchblätterte, so fand er nur gar zu viele Posten in seinem Debet — höchst wenige im Credit.

Unser Ritter ging daher eines Tages sehr ernstlich mit sich zu Rathe; er zerbrach fünf Federmesser und zerschnitt zehn Bleistifte. Nachdem er aber die fünf Federmesser zerbrochen und die zehn Bleistifte zerschnitten hatte, schnitt er mit dem sechsten Federmesser den eilften Bleistift und entwarf die folgende:

Geiſtige oder Seelen-Bilanz

des berühmten Ritters Schnapphahnski.

Soll.			Haben.	
Abenteuer	in O. in Schleſien	1 Sünde	Tugenden	60
„	„ Troppau	1 „	Saldo der Sünden	30 Sünden
„	mit Carlotten	1 „		
„	„ den Diamanten	1 „		
„	„ der Tochter Atta Trolls	1 „		
„	in Brüſſel	1 „		
„	„ München	1 „		
„	„ Wien	1 „		
„	„ Berlin	1 „		
„	auf einer Inſel der Nordſee	1 „		
„	Verſchiedene	20 „		
	Summa:	30 Sünden	Summa:	30 Sünden
Saldo Vortrag		30 Sünden	Mögliche Abſolutionen	30 Sünden

Unſere Leſer werden geſtehen, daß dieſe Abrechnung eben nicht ſehr günſtig für unſern Ritter ausfiel. Wenn nicht der Papſt ebenſo großmüthig war, wie die Herzogin von S., ſo ließen ſich die geiſtigen Angelegenheiten unſeres Helden bei weitem nicht ſo leicht ordnen, als es eben erſt mit ſeinen materiellen Verhältniſſen geſchah. Herr von Schnapphahnski wollte aber nichts unverſucht laſſen, und ſo trat er denn eines Morgens in das Zimmer der Herzogin und ſprach in der Weiſe Ritter Tannhäuſers, die folgenden berühmten Worte:

„Mein Leben das iſt worden kranc,
ich mag nit langer pleiben;
nun gebt mir urlob, frewlin zart,
vom euern ſchönen leibe.“

Die Herzogin erſchrack natürlich im höchſten Grade und begriff nicht gleich, was die Geſchichte zu bedeuten hatte. Sie war erſt eben ſo gefällig geweſen, die Schulden ihres Freundes mit baaren 200,000 Thalern zu bezahlen, die Ablöſung vieler kleinen Hypotheken ungerechnet; und nun wollte der Ritter ſchon wieder fortziehn: das war nicht recht! Es fiel ihr im Traume nicht ein, daß der Ritter zur Buße ſeiner Sünden nach Rom pilgern wollte — — Ohne ſich daher an die altdeutſche Sprachweiſe ihres Freundes zu ſtören, fuhr die Herzogin in der Manier der Frau Venus fort zu reden und erwiederte:

„Dankäufer, ait reben alſo'
ir kunt euch nit wol beſinnen;
ſo gen wir in ein kemerlein
und ſyllen der edlen minne!"

Die Herzogin liſpelte dieſe Worte gerade ſo verführeriſch, wie ſie einſt Frau Venus geſprochen haben mag. Der Ritter ſchien aber wenig davon erbaut zu ſein; er ſchüttelte mit dem ſchönen ſchwarzlockigen Kopfe und ohne von den Thränen Notiz zu nehmen, die aus den Augen der hohen Dame in den rothen Kaſchmirſhawl rieſelten, öffnete er zum zweiten Male den holdſeligen Mund und antwortete, indem er die Hände in die Hoſentaſchen ſteckte, mit ſehr accentuirtem Tone:

„Eur minne iſt mir worden laid,
ich hab in meinem Sinne:
frow Venus, edle frow ſo zart!
ir ſeind ain teufelinne."

Hierüber entſetzte ſich die Herzogin nur um ſo mehr, ſo daß ſie unwillkürlich ein Kreuz ſchlug, was ſie ſeit dem Einzug der Alliirten in Paris nicht mehr gethan hatte. Tödtlich wäre es der Herzogin geweſen, ihren Schnappahnski zu verlieren; hätte ſie nicht ihren kahlen Kopf gefürchtet, ſie würde die Perrücke vor Verzweiflung unter die Decke geſchleudert haben. Mit den Zähnen konnte ſie ebenfalls nicht knirſchen, denn, wie unſern Leſern bekannt iſt, waren ſie mehr ein Produkt des Zahnarztes als der Natur

Natur. Das Rollen der gewaltigen Augen durfte daher einzig und allein den Zorn ihres Innern zu erkennen geben und dies Augengerolle war entsetzlich: zwei Rouletteſcheiben glaubte man in wilder Bewegung zu ſehn.

Vergebens waren aber alle Anſtrengungen: der Ritter beharrte auf ſeinem Verbaben und die Herzogin würde ſich gewiß mit einer Haarnadel den Tod gegeben haben, wenn der muntere Schnapphahnski nicht plötzlich den Schluß des berühmten Tannhäuſer Liedes geſprochen und ihr erklärt hätte:

„Ich will gen Rom wol in die Statt
gott well mein immer walten!
zu einem Papſt der heiß Urban
ob er mich möcht behalten — —“

Als nemlich der Ritter dieſen Vers citirt hatte, trocknete die Herzogin ihre Thränen aus beiden Rouletteſcheiben und ſprang empor mit dem Schrei des Entzückens.

„Ja, zum Papſt! zum Papſt Urban!“ rief ſie — „wenn er dich auch nicht behalten ſoll, ſo ſoll er dich wenigſtens erlöſen. Ja, nach Rom, zum Papſt! ich werde dich begleiten — —“ mit beiden Armen umſchlang die Herzogin ihren geliebten Ritter.

Am nächſten Morgen waren ſie auf dem Wege nach Italien.

Meine Leſer können unmöglich verlangen, daß ich ihnen die Abenteuer dieſer italieniſchen Reiſe haarklein erzähle. Ich dachte damals noch nicht an den Ritter Schnapphahnski, und beſtach daher weder einen Kutſcher noch eine Kammerfrau, um mir alle die ſüßen Geheimniſſe mitzutheilen, die zwiſchen der kalten Jungfrau und dem feurigen Veſuv vorgefallen ſein mögen. Genug, unſer glückliches Paar reiſte von der Jungfrau bis faſt an den Veſuv, d. h. bis nach Rom. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſere Pilger nicht wie die Pilger von ehedem, zu Fuß in härenem Gewande, ihre Straße zogen. Nein, ſowohl Frau Venus als Ritter Tannhäuſer ſtimmten in der Anſicht überein, daß der religiöſe Fanatismus mit einer bequemen Kareſſe wohl zu vereinbaren ſei. Indem ſie nicht nur bequem, ſondern höchſt elegant reiſten, befolgten ſie ſogar recht eigentlich das Prinzip des Katholizismus, denn die katholiſche Religion iſt die Religion des Glanzes und der Pracht.

Gerade das macht den Katholizismus liebenswürdig, daß er ein Auge für das Schöne, für das Sinnliche hat. Alles was ſinnlich iſt, iſt aber ewig und ſo glaube ich auch an die Ewigkeit des Katholizismus. Man lache mich ja nicht aus! In keinem Falle muß man mir aber mit den Griechen kommen. Man könnte mir nämlich verwerfen, die Griechen

ſeien auch im höchſten Grade ſinnlich geweſen, und trotzdem wären ihre Götter verſchwunden und Niemand denke und Niemand glaube mehr an ſie — — dummes Zeug! die Griechengötter leben bis auf den heutigen Tag.

O, ich habe das einem meiner alten Lehrer an der Naſe angeſehen. Am Morgen gab er uns nämlich den nüchternen proteſtantiſchen Religionsunterricht und dann war er lehrern, zum verzweifeln. Steif wie ein Steckbegen ſtand er vor uns, ſeine Ohren waren länger als gewöhnlich, ſeine Geſichtsfarbe war bleiern fahl und die Worte haſpelten ſich aus ſeinem Munde her, wie ein dünner langweiliger Zwirnsfaden von einer unbehelfenen Spuhle — o, es war entſetzlich, wie man uns peinigte! Da kam der Abend; und derſelbe Mann, der uns Morgens den Katechismus einpaukte, er ſchlug den Homer auf und las uns einen Geſang der Odüſſe vor. Anfangs holprig und poltrig. Man merkte, daß der arme Mann erſt das Chriſtenthum vergeſſen mußte, um ganz wieder Heide zu werden. Aber allmälig ging es beſſer, mit jeder Strophe gewann ſeine Stimme an Wohlklang. Es war, als wenn der ganze Menſch von Minute zu Minute anders geworden wäre. Der Rücken hörte auf ſteif zu ſein, die Ohren wurden kleiner, ſein Geſicht belebte ſich,

ſeine Augen funkelten; der Schulmeiſter war ein Menſch geworden, ja, der arme Teufel war plötzlich ein ſchöner Mann und er riß uns fort und athemlos berchten wir, und war er zu Ende und blitzten Freudenthränen in ſeinen Wimpern, da ſtürzten wir auf ihn los und warm drückte er uns die Hände und heiter eilten wir in die Nacht hinaus, wo die Sterne am dunkeln Himmel heraufzogen, feierlich, prächtig — ach, und wir glaubten an die alten Götter.

Der Mann, der uns zu Chriſten machen ſollte, er machte uns zu Heiden. Ich werde ihm das nie vergeſſen. Dankbar will ich ſeiner gedenken.

Herrn von Schnapphahnski erwartete in Rom der beſte Empfang. Frau Venus protegirte ihn herrlich und zum Lohn für ſeine Sünden ſchmückte man ſeine Bruſt mit einem der höchſten Orden der Chriſtenheit.

XX.

Die Politik.

Von Rom kehrte unſer Ritter zurück nach Berlin. Er trat jetzt bei weitem anders auf als früher, denn die Herzogin hatte ja alle Schwierigkeiten ſeines Daſeins aus dem Wege geräumt. Herr von Schnapphahnski konnte ſich nicht nur wieder auf der Straße ſehen laſſen, nein, er hatte auch wieder Zutritt zu den beſſen Kreiſen und allerhöchſten Orts ſtand er von Neuem ſehr gut angeſchrieben. Zu allen dieſen Errungenſchaften kam jetzt noch die Huld des Pabſtes und der Nimbus, die ihm die ganze italieniſche Reiſe verlieh — in der That, es gab nicht leicht einen Menſchen, der in ſo kurzer Zeit mehr auf den Strumpf gekommen wäre, als unſer Ritter.

Alles drängte ſich an ihn heran, um ihn zu protegiren und um von ihm protegirt zu werden. So machte man Schnappahnski z. B. zum Direktor eines großen induſtriellen Unternehmens; eine Stellung, die er dadurch geſchickt zu ſeinem Vortheile zu benutzen wußte, daß er die ganze Anlage auf

den Namen einer der höchstgestellten Personen des Landes taufen ließ, und sich natürlich dadurch die besondere Gunst derselben sicherte. Vor allen andern war es aber stets die Herzogin, die unserm Ritter getreu blieb. Sie konnte nicht mehr ohne ihn leben. Ging er von seinen Gütern nach Berlin, so folgte sie ihm; reiste sie nach Berlin, so mußte er ihr folgen. Schnapphahnski deutete diese Anhänglichkeit ganz in seinem Interesse aus. Wenn die Herzogin nämlich ihren Liebling einlud, so weigerte er sich gewöhnlich ihrem Rufe zu folgen, unter dem Vorgeben: seine Vermögensverhältnisse zwängen ihn, den Luxus, den er als Er (!) in Berlin machen müsse, zu vermeiden und auf dem Lande zu bleiben. Dies Argument konnte dann stets nur auf eine Weise aus dem Wege geräumt werden, nämlich durch baare Zahlung. Regelmäßig schickte ihm die Herzogin für eine vierwöchentliche Reise nach Berlin 20,000 Thaler; allermindestens 10,000 Thaler.

Die Herzogin war reich genug, um allen ihren, wie allen Launen ihres Ritters genügen zu können. Denn, wie wir früher schon erzählten, hatte sie nicht nur, mit Ausnahme von 80,000 Francs Revenue, welche an die Gemahlin des Grafen C., die vermeintliche Tochter des alten T. gingen, das ganze Vermögen jenes berüchtigten französischen Diplomaten

geerbt, ſondern auch noch ſeit 1839 den Beſitz der ſämmtlichen Güter ihrer ältern Schweſter angetreten.

Dieſe ihre älteſte Schweſter, welche wir ſchon früher, als die Erfinderin der berühmten ſchwarzen Haar-Tinktur erwähnten, war nämlich plötzlich geſtorben. Ob ſie, wie die alte Mars, eben an der Tinktur ſtarb: haben wir nie ergründen können. Die Mars, die viele Jahre lang an unſäglichen Kopfſchmerzen litt, ſoll nämlich dadurch zu Grunde gegangen ſein, daß die Tinktur allmählig durch die Poren in das Innere des Körpers drang, und dieſen langſam vergiftete.

Genug, die alte Herzogin ſtarb und ihr Tod erregte große Senſation, da man die Herzogin allgemein für unſterblich hielt.

Es iſt nicht zu verwundern, wenn die engliſche Ariſtokratie, bei ihrer geſunden, vernünftigen Lebensweiſe, in den meiſten Fällen ein wahrhaft altteſtamentliches Alter erreicht; wenn aber der laſterhaftere franzöſiſche oder deutſche Adel ſich bis in die achtzig oder neunzig verſteigt, ſo heißt dies wirklich dem lieben Gotte einen Streich ſpielen.

Die Herzogin hatte ſich, wie geſagt, den Tod länger vom Halſe zu halten gewußt, als dies die kühnſten Sterndeuter für möglich hielten. Ein fünfzigjähriges Genießen, im weiteſten Sinne des Wortes,

hatte vergeblich an ihrem schönen Körper gerüttelt. Vom Jahre 1800 bis 1819 zu drei verschiedenen Malen vermählt, wiegte sie nicht nur nebenbei die glänzendsten Persönlichkeiten der damaligen Zeit — darunter auch den damals jugendlich reizenden, jetzt gefallenen Fürsten M. auf ihrem Schooße: nein, sie wußte auch noch bis in die dreißiger Jahren hinein, eine solche Virtuosität zu behaupten, daß ihr endlicher Tod in der That durchaus unvermuthet kam und als sonderbares Faktum in der galanten Welt betrauert wurde.

Einmal mit ihren irdischen Resten unter der Erde, verfielen ihre irdischen Besitzungen über der Erde, den hinterlassenen tiefbetrübten Schwestern, und zwar in der Weise, daß die zweite und die dritte Schwester auf jene Besitzungen, als auf das Majorat des schon längst verstorbenen Vaters, des Herzogs von K., noch vor der jüngsten Tochter, der von uns so genau geschilderten Herzogin von S., Anspruch machen konnten.

Die zweite Schwester, die Herzogin von H. und die dritte, die Herzogin von A., lebten aber in zu wenig vortheilhaften Umständen, als daß sie den Besitz des verschuldeten Majorats hätten antreten können und verkauften ihre Ansprüche daher an die jüngste Schwester, an unsere Herzogin von S., eine

Abtretung, die gehörigen Ortes bestätigt wurde, und durch ihre eigenthümlich mittelalterliche Form seiner Zeit viel Furore in der juristischen Welt machte.

Die Freundin unseres Ritters, nachdem sie so alle Güter der Familie ihren sonstigen Besitzungen hinzugefügt hatte, richtete sich dann in S. eine Art von Hofstaat ein, die Crême der Aristokratie um sich versammelnd und abwechselnd da und in Berlin lebend, im besten Einverständniß mit einem Herrn und einer Dame, deren hohe Stellung es uns verbietet, mehr Worte über dieses Verhältniß fallen zu lassen.

Die Erlebnisse unsres Ritters gewinnen inzwischen auch ein so allgemeines Interesse, daß wir ihm wirklich unsre ausschließliche Aufmerksamkeit schuldig sind.

Nach der bei der Herzogin gemachten Eroberung, nach der italienischen Reise und nach der Wiedererlangung einer Stellung in der Berliner Gesellschaft, beginnt nämlich, wie wir bereits bemerkten, die politische Laufbahn unsres Helden.

Schnarrbalski: Politiker! Sollte es möglich sein! Aber unser Held ist zu Allem fähig. Deswegen auch zur Politik.

Die ewig denkwürdige Epoche der Provinzial-Landtage, mit ihren großen Erfolgen: Der Emanci-

patien der Nachtigallen u. ſ. w. ging zu Ende. Das Patent des 3. Februar 1847 erſchien und am 11. April eröffnete Se. Majeſtät der König von Preuſſen, mit einer Rede „ohne Gleichen," „ohne Beiſpiel" den Vereinigten Landtag.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß der politiſche Ehrgeiz aller geſellſchaftlichen Klaſſen durch dieſes Ereigniß in die lebendigſte Bewegung gerieth und es konnte nicht ausbleiben, daß auch unſer Ritter von dieſem Fieber angeſteckt, das Bedürfniß fühlte, dem Vaterlande einmal als großer Mann gegenüber zu treten.

Die Herzogin hatte unſern Helden oft darauf aufmerkſam gemacht, daß er ſich à tout prix in die Politik hineinſtürzen müſſe. Die Krautjunkerei pure et simple, die der Ritter bisher trieb, konnte natürlich der ausgezeichneten Dame wenig gefallen. Sie war geiſtreich genug, um zu begreifen, daß die compakte, hausbackene Liebe erſt dann ihren rechten Reiz erhält, wenn ſie mit den „strong emotions" des öffentlichen Lebens Hand in Hand geht. Einen Krautjunker zu umarmen, einen harmloſen, ſchönen Waſſerpelacken, deſſen Abenteuer, ſo wunderlich ſie auch ſein mogten, doch keineswegs den Horizont des ſchon oft dagewesenen paſſirten: konnte ihr unmöglich auf die Dauer genügen.

Die Herzogin war zu ſehr an den Umgang mit weltgeſchichtlichen Perſönlichkeiten gewöhnt, als daß ſie nicht in unſerm Ritter, außer dem bel homme auch noch den Politiker, den Staatsmann, den Redner zu umfangen gewünſcht hätte. Ihre in dieſem Sinne gemachten Andeutungen waren denn auch unſerm Helden nicht entgangen, und wenn ihn ſchon ſeine eigne Eitelkeit zu einer politiſchen Karrière trieb, ſo ſah er ſchließlich nur einen doppelten Nutzen, wenn er daran dachte, daß ihn auch der geringſte Erfolg immer vortheilhafter mit der Herzogin verbinden würde.

Du willſt als Staatsmann auftreten — — ſagte Schnapphahnski daher eines Morgens zu ſich ſelbſt, indem er den Kopf auf die Hand ſtützte — Eh bien! und er beſann ſich auf Alles, was er je von berühmten Rednern gehört, geſehen und geleſen hatte. Die Alten lagen unſerm Helden zu fern. Ein Römer und Schnapphahnski — — der Ritter fühlte, daß er nie ein Römer werden würde.

Ohne Weiteres wandte er ſich daher der neuen Zeit zu und gewiß würde er ſich der Heroen der Conſtituante und des Konvents erinnert haben, wenn er nicht bei dem Gedanken an dieſe »blutdürſtigen Ungeheuer« ein ſolches Herzklopfen bekommen hätte, daß er ſich ſchleunigſt der allerneueſten Zeit zu-

wandte — — da war unser Ritter zu Hause! Denn bis in die kleinsten Details hinein war ihm das parlamentarische Leben der Franzosen und Briten gegenwärtig.

Sollst du ein Montalembert werden, hinreißend durch Beredtsamkeit, impenirend durch altadlige Kühnheit und unterjochend durch jene mystisch-katholischen Wendungen, die wie ein riesiger Trauerflor seiner Rede nachwallen? Oder ein Larochejaquelin, lebendig, auf seinem Thema reitend wie auf geflügeltem Rosse, frech und herausfordernd, sarkastisch-witzig und erobernd durch die ritterliche Keckheit eines ungebändigten Edelmanns? Oder sollst du Lamartine nachahmen, bald vernehm durch die Nase sprechen und bald in blumenreichen Redensarten dich ergießen, von der Versehung säuseln und durch den Namen Gottes Effekt zu machen suchen; ja, bisterische und literarische Reminiscenzen auskramen, und deine Zuhörer mit dir fortziehen in das rosenduftende Paradies der Rhetorik, wo da wenige praktische Wege und Stege sind, aber desto mehr weiche Moorhügel, Palmen, Trauerweiden und ähnliche wohlfeile dichterische Gegenstände? Oder sollst du dir den Herrn Guizot zum Muster nehmen, den kalten tugendhaften Mann, oder gar den kleinen bekörenden Thiers, der sich wie eine Schlange auf die Tribüne hinaufwindet

und ſo allerliebſt von Allem ſpricht, was er weiß und was er nicht weiß — —? Unſer Ritter wurde immer tiefſinniger.

Aber auch die Geiſter des britiſchen Parlaments ſtiegen vor unſerem Helden herauf. Sollſt du dich naiv ausdrücken wie der alte Wellington? Sollſt du den Ruſer im Streit, den Lord Stanley ſpielen? Sollſt du dich Lord Campbell nähern und behaupten, du ſeiſt ein großer Rechtsgelehrter? Oder ſollſt du dir gar Henry, den unvergleichlichen Lord Brougham zum Vorbild nehmen? Das wäre eine Nelke!

Ja, und im Unterhaus, wen nimmſt du dir da zum Muſter? Sollſt du ein Sir Robert Peel, in weißer Weſte und im blauen Frack, vor deine Zuhörer treten, jetzt die Rechte feierlich erhebend, und jetzt raſſelnd die grüne Papierroſe ſchlagend? Oder ſollſt du wüthen wie Roebuck, der ewige Krakehler, oder die Intereſſen der Tory's vertreten wie ein Lord George oder ein Ferrand? O göttlicher Lord George, der du aus dem Jockey-Klub kamſt und im Parlamente dich erhebſt, als der Erſte deiner Partei, o, wenn ich dir nicht gleichen kann, ſo laß mich wenigſtens deinem Freunde Disraeli ähnlich ſehn, wenn er im Wirbelwinde der Beredſamkeit ſeine Feinde zu Boden wirft, ihren alten Ruhm entwurzelnd und tabula rasa machend mit ihrem ganzen Einfluß!

Was ſind die Lorbeeren der Literatur, was die Lorbeeren des Schlachtfelds gegen die Lorbeeren der Tribüne!

Staunen ſoll man, wenn ich mich einſt erhebe! Schnapphahnski, o Schnapphahnski! was ſteht dir bevor! In wenigen Worten wirſt du z. B. bei irgend einer Debatte auseinanderſetzen, wie es eigentlich gar nicht von Nöthen ſei, ſo vielen herrlichen Reden noch die deine folgen zu laſſen, und wie nur die Wichtigkeit des vorliegenden Gegenſtandes dich zu einigen einfachen Bemerkungen veranlaſſen könne — einfache Bemerkungen, die ſich durch zwei oder drei Stunden hinwinden. Kurz und bündig ziehſt du dann die Gränzen deiner etwaigen Rede — um natürlich nie innerhalb dieſer Gränzen zu bleiben, ſondern abzuſchweifen und dich über Spanien und Portugal zu ergehen, über die heilige Allianz zu ſprechen und über die Noth der arbeitenden Klaſſe, über deine Zuneigung zu Don Carlos und über engliſche Wettrennen und über Alles, nur nicht über das, was urſprünglich zum Ziele geſteckt wurde.

Biſt du mit deiner Expoſition fertig, ſo gibſt du dich an die Argumentation und argumentirſt mit Händen und Füßen, bis es deinen Zuhörern gelb und grün vor den Augen wird, ja, bis ſie zu gähnen anfangen aus reinem Erſtaunen vor deiner entſetzlichen

Gelehrſamkeit. Dann aber brichſt du plötzlich ab und rüſtest dich zu der erſten Attaque auf deine Gegner, ein Uebergang, der nie ſeine Wirkung verfehlt, der die Einſchlafenden emporrüttelt und ſie unwillkührlich in einen neuen Strom deiner Beredſamkeit hineinreißt. Mit Keulen ſchlägſt du anfangs um dich, mit dem Morgenſtern echt adliger Unverſchämtheit; dann ziehſt du den krummen Säbel des Humors und zuletzt ſpielſt du mit dem Dolche des Witzes, der ſpitz die Herzen trifft und tödtet, wo bisher nur verwundet wurde.

Schrecken, Lachen und luſtige Thränen folgen deinen Worten — doch da änderſt du plötzlich deinen Ton und wie du bisher als gewandter Gladiator deinen Gegenſtand tief im Staube behandelteſt: ſo ſchwingſt du dich jetzt auf das ſtolze, hochtrabende Schlachtroß des Pathos und galoppirſt zermalmend über die Kadaver deiner Feinde, die Poſaune des Sieges an die Lippen drückend, um unter dem kaum verhaltenen Jubel der Verſammlung in wenigen myſtiſchen Worten den Schluß zu ſprechen, wo die Stenographen ſich den Schweiß von der Stirn trocknen und das Haus „is ringing with cheers for several minutes.“

Schnapphahnski ſprach's. Er ging hin, und wenn er auch kein Montalembert wurde, kein La-

recbejaquelin, kein Lamartine, kein Guizot, kein Thiers, kein Redner des Unterhauses oder des Oberhauses, so wurde er wenigstens .— — nun was wurde er denn?

XXI.

Das Domfest.

Ueber die Zeiten des vereinigten Landtags und der Revolution setzen wir uns rasch hinweg und springen mitten in die heilige Stadt Köln, wo eben der Dom am 14. August 1848 seinen sechshundertjährigen Geburtstag feiert.

Große Erinnerungen ließ dies Ereigniß zurück und manchen erhabenen Schnupfen. In der That die Kölner konnten sagen, daß sie für ihren König zwar nicht in's Feuer gegangen seien, wohl aber in's Wasser.

Gab es je ein trefflicheres Regenwetter als das, welches den Tag verherrlichte, wo der Protektor des Doms, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, und der Erzherzog Reichsverweser die riesige Säulenhalle gemeinschaftlich besuchten? In die konstitutionellen Könige der Erde vertieft, hatte das Volk die absoluten Monarchen des Himmels vergessen, den Wolkenversammler Zeus, der ärgerlich darüber, plötzlich seine Schleusen öffnete und die gottvergessene Menge in so nachdrücklicher Weise von aller Unsauberkeit reinigte, daß wirklich an den meisten Menschen kein einziger sündhafter Zoll mehr zu waschen übrig blieb.

Man muß gestehen, das Schicksal hat den Göttern nicht nur den Nektar gegeben, sondern auch das Regenwasser und das letztere in so großer Menge, daß es ihnen eben nicht darauf ankommt, sich gerade dann ihres Ueberflusses zu entledigen, wenn die armen trocknen Menschenkinder des Befeuchtens am Allerwenigsten bedürfen.

Leider sollte ich dem berühmten Festregen der Denkantage eben nicht aus einem sichern Versteck zusehen. Teufelsohn genug, hatte ich mich gerade vor das Portal des Domes gepflanzt, fest entschlossen meinen Posten zu behaupten, denn ich sollte ja auf drei Schritt den Reichsverweser sehen und den König — ich muß gestehen, ich befand mich in einer eigen-

thümlich schwarz-weiß und schwarz-roth-golden gemischten Stimmung. Der Regen fließ hinab; ich stand wie eine Mauer. Ich habe da zum ersten Male für einen König gelitten; ich bin stolz darauf. Ich wartete eine halbe Stunde, im Regen nämlich. Ein Verliebter kann nur so thöricht sein oder Jemand der einen König sehen will. Weder der König noch der Reichsverweser wollte indeß aus dem Dome hinaus in's Freie treten.

So gequält von banger Erwartung und gepeitscht vom Regen legte ich mich auf den süßen Zeitvertreib des Gedankenspiels. Ist der König von Preußen nicht wirklich ein vortrefflicher König? Ja, wahrhaftig, er ist es! Wenn je ein Fürst rücksichtsvoll und artig mit einer Stadt verfuhr, so war es Friedrich Wilhelm. War ich nicht selbst dabei, als ihm die guten Kölner in ihrer Naivetät einst zur Karnevalszeit eine bunte Schellenkappe überreichten? Gott weiß, wie man zu dieser Kühnheit kam! Ein Nero oder ein Tiberius würde uns gleich haben köpfen lassen — Friedrich Wilhelm nahm die Narrenkappe aber lächelnd entgegen und seit der Zeit bin ich fest davon überzeugt, daß er ein geistreicher Mann und kein Nero ist — —

Die kölnischen Funken setzen ihre Schellenkappen eigentlich nie ab, das ganze Jahr hindurch klingelt

es ihnen in den Ohren wie Römergeklirr und „O Jerum! O Jerum!“ Man iſt verrathen und verkauft, wenn man mit dieſen Leuten in ernſter Weiſe anbinden will. Der Spaß iſt der Grundzug ihres Charakters und dieſer Spaß kitzelt ſie auch bei jeder Gelegenheit, die ganze Welt exiſtirt nur für ſie, damit Späße darüber geriſſen werden. Ein Kölner iſt mit ſeinem alten belprigen Köln ſo liebend verwachſen wie ein Greſwater mit ſeinem Schlafreck. Ein humoriſtiſcher Greſwater und ein humoriſtiſcher Schlafreck. Ein Kölner iſt ganz unglücklich, wenn er nicht außer ſeinem Karneval jedes Jahr wenigſtens zwei oder drei recht gründliche Feſte in ſeinen Mauern feiert. Ein Muſikfeſt, der Empfang eines hohen Geiſtlichen oder eines Künſtlers, eine Erinnerungsfeier vergangener Herrlichkeit, ein politiſches Feſt, die Ankunft des neuen Weißen, ein Bockeſſen u. ſ. w. mán iſt wahrhaftig nicht verlegen um irgend einen denkwürdigen Gegenſtand. Für alle möglichen Feierlichkeiten iſt man vorbereitet. Wenigſtens zwei oder drei Mal im Jahre läutet man zu irgend einer Feier mit allen Glocken und mit allen Römergläſern; wenigſtens zwei oder drei Mal ſchießt man aus Kanonen und Böllern und läßt Raketen aufſteigen und ſteckt die Giebel der Häuſer voll Fahnen und ſchmückt die Thüren mit Eichenlaub und die eignen Rücken mit

Sonntagsröcken; wenigstens zwei oder drei Mal öffnet man die Kirchen, damit alle Welt die lieblichen Heiligenbilder sehe und läßt die Wirthshäuser wagenweit offen stehen, damit jeder Fremde sich davon überzeuge, wie die Kölner so fromme und so lustige Leute sind; wenigstens zwei oder drei Mal läßt man die Lokalgrößen ihre wundervollsten Reden halten, die Mädchen und Frauen ihre schönsten Kleider spazieren führen, alle Stadtmusikanten zu irgend einem stillen Vergnügen ihre Waldhörner blasen und zwei oder drei Mal im Jahre läßt man den alten Gürzenich bis in seine basaltenen Grundfesten zittern von dem Tanz oder dem Gelage seiner heitersten Bürger. So war es bisher und so wird es in Zukunft sein; der Feste wird es geben in Köln, so lange Groß-Martin und der Baienthurm in den Rhein schauen, und so lange über dem Rhein das alte Banner weht mit den drei Kronen und den elf Funken und den Farben weiß und roth, die gewissermaßen das Sinnbild des vielen weißen und rothen Weines sind, der in Köln getrunken wird.

So mit Erinnerungen spielend und zitternd vor Nässe und süßer Erwartung mogte ich eine halbe Stunde im furchtbarsten Gedränge gestanden haben, da entstand vor der Thüre des Domes eine unruhige Bewegung; die Mäuler flüsterten, die Hälse reckten

ſich, die Regenſchirme wurden geſchloſſen und Federbüſche und lange Schnurrbärte und kriegeriſche Figuren nickten in den Domhof hinaus.

Voran der Erzherzog Reichsverweſer und der König von Preußen. Der Reichsverweſer iſt ein kleiner, alter Mann mit gutmüthigem Geſichte und mit großem kahlen Schädel. In der That, dieſer ernſte Schädel hängt über dem freundlichen Antlitz wie ein Gletſcher über einem friedlichen Alpenthale. Der alte Herr nahm ſich ganz liebenswürdig in dem grauen Soldatenmäntelchen aus; nach der frommen Hitze des Domes ſchien es ihm in der feuchten Außenwelt zu fröſteln; er hielt die Krämpe des Mantels feſt aneinander und trippelte vorſichtig über die glatten Steine. Wenn ich nicht den tiefſten Reſpekt vor dem Reichsverweſer hätte, ſo glaube ich, daß mir das Lachen näher geweſen wäre, als das Weinen. Es iſt nämlich ein Fehler meiner Einbildungskraft, daß ich mir einen Kaiſer oder einen Reichsverweſer, noch immer wenigſtens 7 Fuß hoch denke, mit furchtbaren Lenden, breiter Bruſt, ſchrecklichem Barte — mit einem Worte, ein Kaiſer mußte meiner Meinung nach ein Eiſenfreſſer ſein, ein Mann, der bei jedem Ritt ein oder zwei Hengſte zu Schanden reitet, der die Türken lebendig frißt und allezeit Rebrer des Reiches mit einem Säbel über das Pflaſter raſſelt,

bei dem einem alle Schrecken des jüngsten Gerichtes einfallen. Wie freute ich mich daher, als ich das friedliche Antlitz des alten Johann erblickte. Es wurde mir ganz familiär zu Muthe, ich würde den Hut vom Kopfe gerissen und ihn bewillkommend geschwenkt haben, wenn nicht meine Hände in den Taschen gesessen hätten und dergestalt von meinen schaulustigen Nachbarn zusammengepreßt worden wären, daß nur eine Herzensregung nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte und an ein Schwingen des Hutes vollends gar nicht zu denken war.

Se. Majestät, den König von Preußen kannte ich schon von früher. Er ist noch immer derselbe wohlaussehende Mann, mit den jugendlich rothen Wangen und dem pfiffigen Lächeln. Manche meiner Nachbarn behaupteten freilich, er sei etwas mager geworden, man sähe Spuren der Sorge und der Betrübniß in seinen Zügen und sein Auge strahle nicht mehr so vollsvertrauend wie früher — —

Ich muß gestehen, ich halte diese Ansicht für grundfalsch. Ich habe noch nie eine so heitere Majestät gesehen — und ist nicht alle Ursache dazu vorhanden? geht nicht Alles nach Wunsch? „Es lebe der König!“ rief ich und ich mäßigte erst meinen Jubel als einige alte Generäle mit grausen erregenden Gesichtern den beiden Fürsten auf dem Fuße

folgten und mich mit so komischen Augen ansahen, als merkten sie trotz meiner loyalen Jubelausbrüche einigen Unrath und als wollten sie sagen: „Kerl, du bist doch ein Kryptorepublikaner und der Teufel soll dich holen! — — —“ Da saßen die Fürsten in der Tiefe des schützenden Wagens und hinter ihnen bewegte das Volk, lange Gymnasiasten und duftende Hofräthe, Flegel vom Lande und gebildete Städter, Soldaten und Handwerker, Gemüseweiber und Taschendiebe, und in dem steinernen Laubgewinde des Domes fingen die Glocken an zu brummen und zu summen, gleich riesigen Käfern in den Zweigen einer Linde und unter Lachen und Fluchen, unter Boren, Beten, Grunzen und Hurrahrufen stürzte der Strom der Menge in die Gassen hinunter, daß man seinen besten Freunden auf die Hühneraugen trat und an den Wänden der Häuser hinauf zu fliegen meinte vor lauter Lust und Begeisterung.

Wer weiß, wie weit ich mit fortgerissen wäre, wenn nicht ein seltsames Ereigniß meine Schritte aufgehalten hätte. An einer der nächsten Straßenecken hatte nämlich auf dem Rand einer Treppe ein fliegender Buchhändler Posto gefaßt. Wenig kehrten sich die vorüberstürzenden Fremden an den armen Gesellen. Da rollt plötzlich eine brillante Karosse hart an der Treppe vorüber; der Junge erbebt seine Bilder und

Zeitungen und: „Fortſetzung von Schnapphahnski! Fortſetzung des Ritters Schnapphahnski!“ ſchreit er und der Wagen hält und empor richtet ſich ein eleganter, hübſcher Mann, der ſich über den Wagenſchlag hinaus in die Straße biegt.

Das Wort „Schnapphahnski“ ſcheint ihn zum Stutzen gebracht zu haben; raſch greift er in die Taſche und wirft dem freuden Buchhändler ein Geldſtück in den Hut; noch haſtiger ſtreckt er die Hand nach der gekauften Zeitung aus und wie er das Blatt auseinanderfaltet und hinunter auf den Titel des feuilleton blickt, da ſchrickt er zuſammen und — aber die Roſſe ſchlagen ſchon wieder auf's Pflaſter und der Wagen rollt weiter und verſchwunden iſt der ſchöne Fremde und: „Fortſetzung von Schnapphahnski! Fortſetzung des Ritters Schnapphahnski!“ beginnt der Junge von Neuem und tönend verliert ſich ſein Ruf in dem Getöſe der Gaſſen.

In den Kölner Straßen wurde an jenem Tage die „Neue Rheiniſche Zeitung“ verkauft. Als feuilleton Aufſatz enthielt ſie ein Kapitel aus dem „Leben und den Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski.“

XXII.

Der Gürzenich.

Es iſt ein ergreifendes Schauſpiel, wenn der Veſuv ſeine rothen Feuerblöcke in die tiefblaue See wirft; es iſt ein erhabener Anblick, wenn die Lawine von den Alpen hinab in das Thal rollt und es muß großartig ausſehn, wenn der Niagara ſeinem Bette entgegenſchäumt — aber noch viel ergreifender, erhabener und großartiger iſt es, wenn auf dem Gürzenich-Saal der heiligen Stadt Köln Zwölfhundert hungrige Gäſte zur Feier des Dombau's über einen Häringſalat herfallen. Ich habe in meinem Leben nichts Impoſanteres geſehen. Unvergeßlich wird mir dieſe Scene bleiben. Als ein Mann, der den Dom und den Häringſalat liebt, hatte ich mir für ſchweres Geld auf dem Sekrätariate des Central-Dombau-Vereins eine Feſtmahlkarte gekauft. Ich habe nie eine Portion Häringſalat theurer und mit mehr Vergnügen gezahlt als dies Mal; ich bin ſogar einen halben Tag lang dahinter hergelaufen und wäre Herr Schnitzler nicht ein ſo überaus artiger Mann,

ich liefe noch — und Alles um eine Portion Häringssalat! Man sollte sagen, daß ich den schrecklichsten Katzenjammer haben müßte.

Aber wie meine Leser wissen, war dem nicht so. Ich hatte den ganzen Morgen mit meinem beschränkten Unterthanen-Humor an den Pforten des Domes gestanden und mich mehr des wohlfeilen Regenwassers als des kostspieligen Weines erfreut. Endlich war der Reichsverweser und der König erschienen, endlich hatte ich beide bewundert und endlich konnte ich naß wie ein Pudel nach Hause gehen, um für das bevorstehende Diner Toilette zu machen.

Schön wie ein Gott und hungrig wie ein Wolf trat ich in den Saal. Schon auf der Schwelle hätte ich vor Erstaunen fast einen Purzelbaum geschlagen. War das der Gürzenich? O, seltsame Aendrung!

Ach, ich kenne den Gürzenich aus meinen Jugendjahren, aus jener Zeit, wo ich in der Sternengasse, nicht weit von dem berühmten Hause wohnte, von dem mir einst ein todt ernster Kölner erzählte, daß der Herr Peter Paul Rubens darin geboren und daß die Mediciäische Venus darin gestorben sei! — Ach, damals hatte ich noch meine fünf Sinne beieinander und hielt es für meine Pflicht, jedesmal um die Karnevalszeit Schulden zu machen und meine Uhr zu verkaufen, um hinter dem Rücken meiner

alten grauſamen Freunde die ſchönſte Maske zu machen, welche je durch die Straßen der heiligen Stadt Köln ſprang. Hab' ich nicht einmal den Don Quixote geſpielt, in gelben Stiefeln, in ſchwarzer Trikot-Hoſe, den Panzer vor der Bruſt, den Spitzenkragen um den Hals, das Barbierbecken auf dem Kopfe und den fürchterlichen Speer in der Rechten?

Zog nicht mein Sancho hinter mir her, mit weltkugelrundem Bauche, in ländlicher Tracht, und forderte ich nicht auf dem Gürzenich wenigſtens ein Schock der holdſeligſten Dulcineen zum Tanze heraus, bis mir zuletzt die Beine unterm Leibe fortliefen und bis ich einer blaſſen Leiche ähnlich, an die Bruſt meines mir ewig theuern und unvergeßlichen, damals als Bär verkleideten Freundes Klütſch ſank?

O, wie hatte ſich Alles geändert! In demſelben Saale, in dem ich früher nur der heiligen Stadt Köln vortrefflichſte Narren in buntem Gemiſch durcheinander wogen ſah, in demſelben Freudenſaale erblickte ich jetzt an unendlich langen Tiſchen, ach Gott, der Politik geweihte Köpfe, Deputirte aus Heſſen, aus Oeſterreich, aus Schwaben, aus Bayern, aus Ungarn, aus Oldenburg und mitten zwiſchen ihnen nichts als kohlſchwarze Paſtöre, Geheimräthe, Kaufleute und andere nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft — ich glaubte weinen zu müſſen.

Aus den Deckenfeldern des Saales, aus denen früher Rosen und Reben nickten, schauten jetzt grimmige schwarze Reichsadler; an den Säulen, die früher die ausgezeichnetsten Geckenköpfe schmückten, hingen jetzt die Wappenschilde der verschiedenen deutschen Staaten und an den Wänden des Saales hieß es statt: „Es leben alle Narren!“ „Ein einiges Deutschland“ und statt: Allen wohl und Keinem weh!“ „Eintracht und Ausdauer.“

Eine unendliche Wehmuth erfaßte mich; ich fühlte zum ersten Male, daß die leidige Revolution, und noch dazu eine Revolution, die die guten Kölner gar nicht einmal gemacht haben, uns um allen Spaß zu bringen droht. Durch die Reihen der Tische an den unheimlich unverständlich redenden Volksvertretern schritt ich so traurig vorüber, wie vielleicht der Geist eines alten verkommenen Griechengottes an den glattgeriebenen Bänken einer protestantischen Kirche vorüberspukt und ich konnte erst wieder recht herzlich lachen, als ich auf der Erhöhung des gewaltigen Raumes, an derselben Stelle, wo ich seiner Zeit als Don Quixote meiner Dulcinea nachjagte, den edlen Gagern hinter der deutschen Einheit herlaufen sah und den Sancho Scheron erblickte, wie er seinem berühmten Ritter im purzelnden Eselstrab zu folgen strebte.

Das Spaßhafte dieſer Erſcheinung tröſtete mich in etwas; ich überzeugte mich davon, daß wenigſtens noch nicht aller Humor aus der Welt verſchwunden iſt und da gerade an die Stelle des Häringſalates einige höchſt einladende Salme auf die Tafel ſchwammen, ſo bemächtigte ich mich, nicht ohne Lebensgefahr, eines Couvertes und drückte mich zwiſchen einige unbekannte Verſammelte und ſtammelte mein Tiſchgebet. Wie immer betete ich aus dem Homer, in Hexametern:

Und die ehrbare Schaffnerin kam und tiſchte das Brod auf,
Und der Gerichte viel aus ihrem geſammelten Vorrath.
Und ich erhob die Hände zum leckerbereiteten Mahle.

Mit den Gerichten und dem leckerbereiteten Mahle muß ich indeß meine Leſer erſt noch genauer bekannt machen. Die Speiſen ſind keineswegs eine Nebenſache bei einem Eſſen. Wie meine Leſer wiſſen, folgte dem Häringsſalat der Salm. Aber das war noch keineswegs Alles. Ich greife daher zu dem Küchenzettel, den jeder Gaſt in Groß-Folio-Format neben ſeinem Teller fand, und den ich wohlweißlich mit nach Hauſe nahm, um mich noch nachträglich davon zu überzeugen, ob ich auch gewiſſenhaft das ganze Verzeichniß durchgekaut hatte. Ich that dies zu meiner beſonderen Beruhigung.

Der Speiſezettel beiſt aber treu kopirt, wie folgt:

Feſtmahl

der Dombau-Vereinsgenoſſen

auf dem Saale Gürzenich,

bei Gelegenheit der 6. Säkularfeier

der Domgrundſteinlegung.

15. Auguſt 1848.

Italieniſcher Salade.

Rhein-Salm.

Wetterwalder Ochſen-Rücken.

Feſtlied von Jnkermann.

Weſtphäliſcher Schinken mit Saladbohnen.

Preiſet die Reben etc.

Gefülltes Geflügel.

Wildpaſteten.

Bekränzt mit Laub etc.

Süße Speiſe. Nachtiſch.

Zeltinger 10 Sgr. Moſelblümchen 20 Sgr. Scharzhofberger 10 Sgr. Liebfrauenmilch 25 Sgr. Ahrbleichant 10 Sgr. Bordeaux 25 Sgr. Champagner Gießler-Klumm oder Loiſon 2 Thaler.

Das ganze iſt umringt von Arabesken und allegoriſchen Figuren: ein Käfer, ein unentzifferbares We-

ſen, ein Kerl mit einem höchſt chriſtlich germaniſchen Geſichte mit dem Reichsadler und viertens ein dito mit dem preußiſchen Adler.

Ich kann es mir nicht verſagen, noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß die guten deutſchen Blätter, und namentlich die Kölniſche Zeitung in ihren ſonſt ſo reichhaltigen und ſchön ſtyliſirten Berichten über die Feſtlichkeiten, dieſes Dokument nicht mit aufgeführt haben. Die Gründe zu dieſer Weglaſſung habe ich beim beſten Willen nicht ermitteln können, ſo viel ich aber höre, ſoll keine böswillige Abſicht dabei zu Grunde gelegen haben, was natürlich auch nicht anders zu erwarten war.

Nachdem ich den Speiſezettel auf's ſorgfältigſte ſtudirt und meinem Salm — dem Fiſch, nicht dem Fürſten Salm — mit Meſſer und Gabel angekündigt hatte, daß ſeine letzte Stunde gekommen ſei, ſchaute ich mich zum erſten Male nach meinen Nachbarn um. Lauter fremde Geſichter, alle in ihre Atzung vertieft. Es iſt traurig, wenn man unter 1200 Menſchen ſitzt und ſich mit Niemanden unterhalten ſoll. Man kommt ſich wie ein Zellengefangener vor. Ich ſchüttete daher meinem Nebenmanne ein Glas Champagner über den Arm um mich dann bei ihm auf's unterthänigſte zu entſchuldigen und auf dieſe Weiſe die Konverſation zu beginnen.

Der gute Mann ſchien Lebensart zu haben, denn er ging in die Falle und theilte mir ſofort mit', daß er ein Oeſterreicher ſei und der Frankfurter Nationalverſammlung angehöre. „Ich bin ganz entzückt darüber —“ bemerkte er — daß Sie unſern Erzherzog ſo freundlich empfangen haben. Das hat mir in der Seele wohlgethan. Ich werde die Artigkeiten der Kölner nicht genug zu loben wiſſen. Einen ſolchen Enthuſiasmus und ein ſolches Hurrahrufen habe ich ſelten gehört — man empfing den Erzherzog-Reichsverweſer faſt günſtiger wie Sr. Majeſtät den König —

Das Geſpräch wurde mir zu ernſthaft: „Verzeihen Sie mein Herr — Sie irren ſich; der Luftſchiffer Corwell, der bei der Ankunft des Reichsverweſers über Köln emporſtieg und der daher den ganzen Empfang aus der Vogelperſpektive, oder ſo zu ſagen von einem höhern Standpunkt aus betrachtete, hat mir verſichert, daß die Feier viel zu wünſchen übrig gelaſſen habe; die Sonne habe nicht einmal geſchienen, es ſei das häßlichſte Regenwetter geweſen —“ der Oeſterreicher ſah mich verwundert an — „Aber jedenfalls“ — fuhr ich fort — „haben wir uns ſehr über den Reichsverweſer gefreut; wir glaubten eine Geiſſel Gottes zu bekommen und wir fanden einen alten freundlichen Mann, der im ſchäbigen

Röckchen, mit weißer Weſte und mit entblößtem Haupte in unſere Stadt einzog, ein trauliches Mährchen aus alter Zeit — aber haben Sie Ihren Speiſezettel ſchon einmal durchgeſehen?

Der Oeſterreicher ſah auf ſeine Gref-Kelie-Liſte: „Den italieniſchen Salade haben wir geneſſen.“ Allen Irrthümern vorzubeugen, zog er indeß noch einen Bleiſtift aus der Weſtentaſche und machte ein Kreuz vor die betreffende Speiſe. „Iſt dieſer Salat nicht ſo vortrefflich, als ob ihn Radetzky ſelbſt angemengt hätte?“ der Oeſterreicher blickte mich zum zweiten Male ſehr erſtaunt an. „Den Salat —“ begann er aufs Neue, — „und den Salm verſtehe ich ſchon, auch der Weſterwalder Ochſenrücken iſt mir bekannt, aber bitte, ſagen Sie mir doch, was verſtehen Sie unter dem Feſtlied von Inkermann — es ſteht mitten unter den Speiſen, es wird ein Gericht ſein?“

„Allerdings! ein politiſches Gericht, ein echt germaniſches Ragout, in drei Verſen oder Schüſſeln.“ — „Soll mich wundern“, verſetzte der wißbegierige Mann, „dann kommen weſtphäliſche Schinken und Salatbohnen; wiederum zwei unzweideutige Dinge; ferner aber: Preiſet die Reben?“

„Dies iſt eine höchſt poetiſche Ente mit einer Weinſauce und Trüffeln.“ „Was Sie ſagen!“ rief

der Oesterreicher und leckte die Finger. „Dann haben wir gefülltes Geflügel und Wildpasteten; darüber kann kein Zweifel sein; beides zwei auserlesene Sachen. Aber schließlich wieder: Bekränzt mit Laub — was ist das? Ich schnitt ein Gesicht, wie ein todtes Kameel. „Bekränzt mit Laul ist ein wahres National-Fressen. Die Studenten lieben es vor allen Dingen; bei jedem Kommers wird es aufgetischt und mit Bier angefeuchtet, hinuntergeschluckt; außerdem findet man es im Munde aller fröhlichen Zecher; Harfenmädchen gentiren es ebenfalls. Wenn ich mich nicht sehr irre, so erfand es der alte Asmus, als er eines Abends mit der Frau vor der Hausthüre saß und die Sterne beschaute. Es scheint, der Central-Dombauverein hat dieses Gericht direkt durch den Wandsbecker Boten kommen lassen.“ — Das ist sehr artig!“ meinte der Oesterreicher. Da überließ ich ihn den süßen Speisen, dem Nachtisch, der Weinkarte und für die Zukunft der Paulskirche.

Von meinem Nachbar zur Rechten, wandte ich mich zu meinem Tischgenossen vis-à-vis, der sich durch seinen rein uckermärkischen Accent bereits als ein Stock-Preuße und durch verschiedene erhabene Festbemerkungen als ein Mann von ungewöhnlicher Bildung beurkundet hatte. Er war wiederum ein Nationalversammelter. Ich machte sofort die Honneurs

und bot ihm das Salz meines Geiſtes und den Senf meiner Konverſation an. Er behauptete aber, Rheinſalm ſchmecke beſſer mit Oel und Eſſig. „Sie eſſen ſelten einen Salm in Berlin?“ — fragte ich ihn. „Selten!“ — erwiederte er lakoniſch, — „aber wir eſſen viel Teltower Rüben —“ Es wurde mir traurig zu Muthe. Ich ſah ſchon bei den erſten Verſuchen, daß ich die unſterbliche Seele meines Preuſſen nicht ohne entſetzliche Anſtrengung über den Horizont eines Rübenfeldes zu erheben vermogte. Ich griff daher zu einem Mittel, welches die Zeitverhältniſſe zu dem ſtimulirenſten der Gegenwart machen. „Der Erzherzog Reichsverweſer iſt wirklich bei weitem freudiger empfangen worden als der König —“ rief ich nemlich dem Oeſterreicher zu, und ſagte es ſo laut, daß es ringsum verſtanden wurde.

Dies wirkte. Der Preuſſe lieſs Gabel und Meſſer ſinken und: „Sie irren ſich!“ rief er mit dem Ausdruck der tiefſten Entrüſtung. Mein Plan war gelungen. Ich hatte den Schwarz-weiſſen und den Schwarz-roth-goldenen aneinandergehetzt.

Vergebens ſtrengte ſich jetzt der letztere an, unſerm Teltower noch einmal alle Hochs und alle Hurrahs auf den alten Erzherzog ins Gedächtniſs zurückzurufen: der Schwarzweiſſe wuſste ſeine Stimme ſofort zu einem ſolchen durchdringenden Diskant em-

verzuſchrauben, daß er ſchnell den Oeſterreicher übertönte und die Unterredung im Nu beherrſchte.

„Sie irren ſich! —“ begann er von Neuem — „als der König von Deutz nach Köln hinüberfuhr, krachten da nicht die Kanonen, als ob die ganze Stadt bis in ihre Grundfeſten zuſammenſchaudre, als ob der Dom ineinanderbrechen wolle? Ja, Se. Majeſtät war gerührt über dieſen Empfang. Die Augen des Königs leuchteten Luſt und Seligkeit. Etwas bleich und ſchüchtern hatte er die Eiſenbahn verlaſſen, aber roſig und glücklich zog er ein in die donnernde Freudenſtadt!“

Oeſterreicher und Preuße ſchwiegen, denn an der andern Seite des Saales erhob ſich plötzlich ein ſolcher Sturm des Begrüßens, des Trampelns und des Servietten-ſchwenkens, daß der alte Gürzenich in eine ſchwingende Bewegung gerieth und daß ich nicht anders meinte, als daß wir jeden Augenblick in den untern Raum des Gebäudes, in die Sprotttöpfe und in die Butterfäſſer des Kaufhauſes hinabſtürzen würden. — —

Es war kein Zweifel mehr, eben erſchien der König und der Reichsverweſer und einmüthig ſang man das bereits erwähnte ächt germaniſche Ragout von Jnkermann.

Freundlich lächelten die hohen Herren auf die ſingende Menge hinab. Als aber der Heuler der Inkermann'ſchen Poeſie wie mit fernem Nachtwächtergebudel in den letzten Winkeln des Rieſen-Saales verklungen war, da ſprang empor von der Bank der Fürſten, in ſtrahlender Uniform und mit geiſtreichem Antlitz: Se. Majeſtät der König, jetzt mit der linken Rube gebietend und jetzt die Rechte mit gefülltem Römer erhebend, zu begeiſterndem Toaſte:

„Ich trinke auf das Wohlſein eines deutſchen Mannes, auf das Wohlſein eines meiner treueſten Freunde. Wie er Ihr Vertrauen beſitzt, ſo beſitzt er auch Mein Vertrauen und Meine Liebe. Möge er uns einige und freie Völker geben; gebe er uns einige und freie Fürſten. Hoch lebe Erzherzog Johann, der Reichsverweſer!"

So ungefähr ſprach Se. Majeſtät und leerte den Römer bis auf den Grund und machte die Nagelprobe mit unendlicher Grazie! — Das letztere ſchien vor allen Dingen einen berauſchenden Eindruck auf die Zuſchauer hervorzubringen. Mehrere meiner Nachbarn raſten vor Wolluſt. Sie fühlten ſich in die Zeiten des Kaiſers Max zurückverſetzt, der auch wohl mit den Leuten derlei harmloſe Späße trieb. So z. B. in Nüremberg. Der dumme Ma-

giſtrat hatte nämlich damals für die Dauer der Reichsfeſtlichkeiten alle ſchönen unverheiratheten Frauenzimmer aus der Stadt verbannt, weil ihm die ungeſetzliche Liebe als ein Gräuel vor dem Herrn erſchien. Vor den Thoren ſtanden nun die armen luſternen Dinger und ennuyrten ſich à mort. Da kam der Kaiſer und ehe er ſich's verſah, umlagerten ihn ein Dutzend der hübſcheſten Bajaderen und ſagten ihm, er ſei ein vernünftiger Mann, der Magiſtrat beſtehe aber aus Eſeln, und er, der Kaiſer, möge doch ſeine beſſere Einſicht bei dieſen Blödſinnigen geltend machen und dafür ſorgen, daß ſie, die Bajaderen, dennoch Erlaubniß erhielten, das Feſt durch ihre Locken, Lippen und wogenden Buſen verherrlichen zu dürfen.

Max hörte die liebenswürdigen Geſchöpfe ruhig an und lächelte. Ehe er aber weiter ritt, befahl er, ſtatt aller Verſprechungen, dem zunächſt ſtehenden jungen Rinde, einmal hinter das kaiſerliche Roß zu treten und des Pferdes Schweif zu faſſen, und der zweiten gebot er, ſich wieder hinter ihre Genoſſin zu ſtellen und deren Rock zu ergreifen und als nun die Erſte den Schwanz des Gaules in der Hand hielt und die Zweite den Rock der Erſtern faßte und die dritte den Rock der Zweiten und ſo fort, da gab Kaiſer Max ſeinem Pferde die Sporen und mit ein

zwei, drei, vier, acht, zwanzig, ja, wer weiß mit wie viel braunen und blonden kichernden Weibern im Schlepptau ritt er fürbaß gen Nüremberg, wo der Magiſtrat ſchon an den Thoren ſtand, um den Kaiſer zu empfangen und aus Schaam und Wuth ſchier verrückt zu werden meinte, als er zugleich mit dem Einzug des Kaiſers auch das ſüße Gefolge ſeines Roßſchwanzes paſſiren laſſen mußte.

Die Nüremberger Chronik ſetzt hinzu, daß die damaligen Feſtlichkeiten zu den „vertenfelt-fidelſten“ gehört hätten.

Wie es der ehrliche Mar mit den Weibern machte, ſo machte es König Friedrich Wilhelm mit dem Wein. Mit der Nagelprobe entzückte er den ganzen Gürzenich und dieſelbe Rolle, die der ſteife Magiſtrat in Nüremberg ſpielte, ſie wurde in Köln von den unbehelfenen Liberalen geſpielt, die mit Schrecken ſahen, wie ein König ſogar im Stande iſt, nur durch eine Nagelprobe alle Herzen wieder zu gewinnen und Alles vergeſſen zu machen, ja, Alles, Alles, vom 18. März an bis auf den heutigen Tag. O, geht und laßt Euch hängen ihr Demokraten, ihr dummen Republikaner! Was iſt all' Eure Berſerkerwuth gegen die Nagelprobe eines klugen Königs?

Dem Könige folgte der Erzherzog Reichsverweſer. Das Glas erhebend ſprach er:

„Dem Fürſten, der eben meine Geſundheit ausbrachte, dem Könige von Preußen! und dem was an unſerm Dom geſchrieben ſteht: Eintracht und Ausdauer!“

Die beiden Fürſten umarmten ſich und küßten ſich; laut ſchallte der Jubel der Verſammlung und ihre ſchwarz-weißen und ſchwarz-roth-goldnen Leidenſchaften flutheten in einander. Was wollt ihr mehr? Preußen ging in Deutſchland, und Deutſchland in Preußen auf, in dieſem Kuß vor allem Volke, in dieſer verſöhnenden Umarmung. Was wollt ihr mehr, die ihr noch immer das Geſpenſt des Bürgerkrieges zwiſchen den beiden Kokarden ſeht? Iſt es nicht offenbar, daß es mit aller Zwietracht aus iſt? O, aber ihr ſeid kalte, berechnende Menſchen, ihr finſtern Volksſouveränen. Ihr glaubt weder an Küſſe noch an Umarmungen. Heilig iſt Euch nichts mehr — heilig nur euer kalter Egoismus! O, wär't ihr doch in Köln geweſen, auf dem Gürzenich, auf dem Dombaufeſtmahle, ihr würdet eure revolutionären Ideen dran gegeben, ihr würdet gelernt haben, was Fürſten über Völker vermögen, und wie man ſich vor Fürſten beugen muß. Ja, herrlich haſt du dich bewährt, mein altes Köln, mein treffliches Rheinland, als eine Stadt, als ein Land der Treue, der Loſalität und Niemand wird hinfort

mehr von Euch ſagen können, daß ihr der Heerd des Aufruhrs wärt, der Revolution und der Anarchie.

Wir übergehen den Toaſt eines loyalen Kölners und wenden uns zu dem Präſidenten der Frankfurter National-Verſammlung, von Gagern. Auftrat dieſer große Mann. Ich muß geſtehen, ich war im höchſten Grade neugierig, den Zeus mit der Schelle, von dem ich ſchon ſo viel hören und leſen mußte, einmal in der Nähe zu ſehen und mit eignen Ohren zu belauſchen. Hatten mir doch wenigſtens ſchon hundert Männer, alte und junge, aufzubinden verſucht, Gagern ſei ein Halb-Gott, er ſtamme direkt aus dem Olymp her, Jupiter habe ihn auf einer Ferienreiſe mit einer oberländiſchen Nymphe gezeugt? — Ich wollte es immer nicht glauben; auf das Geſchwätz von Männern gebe ich nichts; ſie ſind faſt immer ſchief gewickelt; wenn Männer über Männer urtheilen, ſo ſteht es noch immer ſo und ſo um das Reſultat; auf Männer iſt nicht zu bauen. Erſt ſeit mir neulich ein hübſches Weib mit ſchneeweißen Zähnen und mit verliebten Augen die feſte Verſicherung gab, daß Gagern ein ausgezeichneter Mann ſei, und daß ſie für ihn ſchwärmen könne, ja, ſchwärmen trotz alledem und alledem, ſeit jenem Augenblick fing ich an, die Wahrheit der verſchiedenen Gerüchte weniger als bisher zu bezweifeln, denn die Ausſage einer ſchönen

Frau iſt maßgebend in allen Dingen, einer Frau muß man mehr glauben, als dem Evangelium; was eine Nachtigall ſingt, und was auf Roſen und Lilien geſchrieben ſteht, und was ein Engel in Menſchengeſtalt ſpricht, das iſt die lautere Wahrheit, das ſoll man glauben, dafür ſoll man leben und ſterben und auferſtehn. Ja, was iſt ein Sokrates und ein Hegel gegen eine kleine Perſon mit kohlſchwarzen Locken, die dir an den Hals ſpringt und dich küßt und darauf flucht mit dem liebenswürdigſten Fluche, daß ſie Recht habe, und daß ſie Recht behalten wolle, ihr Leben lang.

„Wen Frauen loben der wird bekannt,
Er hat den Ruhm an ſeiner Hand,
Dazu ſeines Herzens Wonne."

So ſagt ſchon der alte Wolfram von Eſchenbach und in der That, Gagern hat alle Ausſicht einer der glücklichſten Menſchen ſeiner Zeit zu werden. Gagern iſt eine geſunde Erſcheinung. Junge Mädchen werden ſich ſchwerlich für ihn begeiſtern; hübſche Frauen werden ihn ſtets zu ſchätzen wiſſen. —

Gagern brachte einen Toaſt auf ein „einiges, freies und ſtarkes Deutſchland" aus. Wiederum bebte der Saal von Applaus. Alle Patrioten und alle Gläſer wackelten. Se. Majeſtät der König erhob ſich hierauf zum zweiten Male und ich muß ge-

ſtehen, daß ich ihn für einen weit größern Redner als den Jupiter der Paulskirche halte.

„Schon zwei Mal" — ſprach der König, — „hat man auf die Erfüllung meines ſchönſten Jugendtraumes, auf ein einiges und ſtarkes Deutſchland angeſtoßen; Ich lade Sie jetzt ein, auch auf das Wohl der Werkleute am Baue dieſes einigen Deutſchlands zu trinken — es leben die anweſenden und abweſenden Mitglieder der National-Verſammlung in Frankfurt!"

Der Erzherzog Reichsverweſer folgte wieder Sr. Majeſtät mit einem Toaſte auf das Wohlſein der Stadt Köln. Die ſtotternde Beredſamkeit des verwitterten Mannes war rührend komiſch. Der alte Fürſt und die alte Stadt — ſie grüßten einander wie zwei graue Kirchthürme. Es war als ob der Domkrahnen und der Thurm der Stephanskirche ſich umarmt hätten.

Unter den übrigen Rednern fiel mir noch von Soiron, der Vice-Präſident aus Frankfurt auf. Ich muß den Mann ſchon früher einmal geſehen haben. In Brüſſel, in Liverpool, in Hamburg — ich weiß es nicht. Aber ich möchte darauf wetten, daß ich ihn ſchon einmal auf einem Droſchkenbock ſah; ja wahrhaftig, ich will mich hängen laſſen, Herr v. Soiren

war schon einmal Droschkenkutscher! Ist das nicht derselbe Kutscherakt, dieselbe Kutscherwürde, derselbe Kutscherpathos? Was für eine Nummer hatten Sie Herr Soiron?

„Hohe Versammlung!“ begann Sancho-Soiron: „Gönnen Sie einem einfachen Manne ein einfaches Wort, ein Wort, das aus dem Herzen kommt. Reichen wir uns die Hände durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes, auf daß Brüderlichkeit zwischen uns herrsche bis an die äußersten Gränzen. Hoch lebe die Brüderlichkeit des deutschen Volkes!

Kann ein patriotischer Kutscher besser sprechen? Hohe Versammlung — einfacher Mann — Hände reichen des deutschen Vaterlandes — äußerste Gränzen — es lebe die Brüderlichkeit. Wunderschön! Es lebe Sancho, der einfache Mann!—

Nachdem noch der Erzbischof von Köln den Segen über die Eintracht der Völker und der Fürsten ausgesprochen hatte, sprach auch noch der kölnische Deputirte Franz Raveaux, der Mann mit dem melancholischen Schnurrbart, der nicht so berühmt ist, wie der Kölner Dom, der fast so bekannt ist, wie der Kölnische Karneval und der jedenfalls die Unsterblichkeit mit der Eau de Cologne theilen wird. Die Heroen des Tages hatten indeß gerebet, das

Gürzenich-Bankett ging seinem Ende entgegen; der König und der Reichsverweser verließen den Saal und mein Oesterreicher rückte in dem Studium des Speisezettels bis zu den Salatbohnen, zu dem gefüllten Geflügel und zu dem Nationalgerichte des Wändsbecker Boten vor.

Ich muß gestehen, ich war erschöpft vom Anhören so vieler köstlichen Toaste. Ich hatte meinen Platz verlassen und war hart an die Erhöhung des Saales getreten um recht in der nächsten Nähe in dem Anblick der größten Männer unsres Jahrhunderts schwelgen zu können. Gott weiß, wie lange ich dort fest gebannt worden wäre, wenn nicht plötzlich ein ziemlich wohlbeleibter Mann meine Schulter berührt und mich im reinsten westphälischen Dialekt darauf aufmerksam gemacht hätte, daß ich ihm durch meine Stellung die Aussicht nach einer höchst einladenden Torte versperre, die bei dem allgemeinen Rede-Enthusiasmus bisher unberücksichtigt geblieben war. Der würdige Dombau-Deputirte, der von Hamm, Soest, Dortmund, oder von irgend einer andern sabbathstillen Stadt der rothen Erde nach Köln gekommen war, um sich einmal recht am Wein, am Gebet und am Patriotismus zu letzen, schien mir fest entschlossen zu sein, den hohen Eintrittspreis des Festmahles gewissenhaft herausfressen zu wollen. Der

ehrenwerthe Mann kümmerte sich wenig um den Erzherzog-Reichsverweser, um Herrn von Gagern und den päbstlichen Nuntius — er ließ der Weltgeschichte ihren Lauf und beschäftigte sich mehr mit den praktischen Interessen des Hungers und des Durstes.

„Wollten Sie mir nicht die Aussicht nach jener Torte gewähren?“ fragte mich der gute Westphale mit dem Ausdruck der höchsten Freundlichkeit. Ich merkte die leidenschaftlichen Gelüste des alten Knaben, denn während er mich anredete sah er nicht auf mich, sondern immer nach der Stelle hin, wo die herzerfreuende Torte stand. „Mit dem größten Vergnügen!“ erwiederte ich ihm und stemmte meine Faust in die Seite, so daß der Westphale, wie man durch das Bingerloch nach dem Rheingau, oder durch den Rolandsbogen nach dem Siebengebirge blickt, so durch meinen gekrümmten Arm hindurch nach dem Gegenstand aller seiner Wünsche schauen konnte. Der Westphale schien zu glauben, daß ich seine tiefern Absichten nicht verstanden hätte; er sah mich daher mit seinen großen blauen Augen ziemlich stier an, als wollte er mich fragen, ob ich denn nicht die Sprüche Salomonis kenne, wo da geschrieben steht, daß man dem Ochsen, der da drischt das Maul nicht verbinden soll? — Ich blieb aber unerbittlich. „Lieber

Herr, wollten Sie mir nicht gefälligst die Aussicht nach jener Torte gewähren?“ fragte da der Sehnsüchtige der rothen Erde zum zweiten Male und ein Gemisch von Wollust und Melancholie spielte um seinen sehr großen Mund. Die Leiden des armen Mannes rührten mich. „Mit dem größten Vergnügen!“ rief ich abermals — „Sie scheinen nicht gut sehen zu können — wollen Sie sich meiner Lorgnette bedienen?“

Während mein rechter Arm seine frühere gekrümmte Position beibehielt, reichte ich ihm mit der linken Hand die Lorgnette über den Tisch hinüber. Der Westphale stutzte. Sie müssen entweder ein sehr dummer, oder ein höchst impertinenter Mensch sein — schien der unglückliche Sehnsüchtige zu denken. Da ermannte er sich und sprach zum dritten Male mit einer so bittenden, wehmüthigen Stimme, daß es einen Stein hätte erweichen können: „Sehr verehrter Herr, hätten Sie nicht die große Gewogenheit mir die Aussicht nach jener Torte gefälligst zu gewähren? Ich habe 1 Thaler 20 Silbergroschen für mein Billet bezahlt — Geld ist Dreck, aber Dreck ist kein Geld! — es verlangt mich nach jener Torte — —“

Das Antlitz des Armen überflog eine sichtbare Bangigkeit. Er sah, wie von der andern Seite noch ein zweiter Aspirant auf die reizende Torte los-

ſteuerte; ein Mann, der ſich etwas verſchämt, wie es Liebende ſind, rechts und links umſchaute, um ſich davon zu überzeugen, daß ihn auch Niemand in dem allgemeinen Wirrwarr bemerke. Es war die höchſte Zeit den Raub zu vollbringen. Den Weſtphalen ſtach es wie mit tauſend Nadeln, er rückte hin und her und immer flehentlicher und immer bittender leuchteten ſeine unſchuldigen Augen.

Da konnte ich nicht länger widerſtehen; ich wandte mich ſeitwärts und ſchon hatte ich die Hand nach der Heißerſehnten ausgeſtreckt, da kam mir plötzlich der gewandtere Nebenbuhler des armen Weſtphalen zuvor, ich erkannte in meinem Gegner meinen frühern Nachbar, den preußiſchen Deputirten, den Ritter von der Teltower Rübe und ich wäre faſt vor Lachen geſtorben, als ich ihn mit einer wahrhaft teufliſchen Geſchwindigkeit ſammt der eroberten Torte davon rennen ſah.

Der arme Weſtphale ſank aber wie eine geknickte Blume zuſammen; er röchelte in ſeine Serviette hinein und: „Geld iſt Dreck, aber Dreck iſt kein Geld!“ ſchien er noch einmal zu ſeufzen, da machte ich mich aus dem Staube, denn ich fürchtete den gerechten Zorn des Mannes, ich glaube, er hätte mich getödtet mit Meſſer und mit Gabel und mich ſelbſt gefreſſen ſtatt der verhängnißvollſten aller Torten.

Meine Aufmerkſamkeit wurde nach der andern Seite des Saales gelenkt, wo ſich ein eigenthümliches Getöſe erhob, das mein muſikaliſches Gefühl auf's empfindlichſte verletzte und mich eben ſo ſehr an die Menagerie eines van Aaken als an jenes Grunzen und Brummen erinnerte, welches man Nachts um die zwölfte Stunde wohl aus den Bierhäuſern deutſcher Hochſchulen ſchallen hört.

Ich ſah mich erſtaunt und unwillig um und bemerkte zu meinem nicht geringen Leidweſen einen ehrenwerthen Vice-Präſidenten, der ſich mit Händen und Füßen und mit einem nicht zu verachtenden Bierbaß nochmals Gehör zu verſchaffen ſuchte, um ſehr wahrſcheinlich auf's Neue zu erklären, daß er ein einfacher Mann ſei und nur ein einfaches Wort zu reden habe, recht aus dem Herzen, von allgemeiner Brüderlichkeit, durch ſämmtliche Gaue des deutſchen Vaterlandes, bis an die äußerſten Gränzen. Der bekannte Redner winkte in derſelben Weiſe mit den Händen, wie es die Droſchkenkutſcher bei ſchlechtem Wetter thun, wenn ſie die Vorübergehenden zum Beſteigen des Wagens einladen.

Aber ach, die hohe Verſammlung wollte ſich nicht zum zweiten Male verleiten laſſen. Vergebens trampelte, winkte, und ſchrie Sancho — mit wahrhaft deutſcher Unhöflichkeit blieb man auf ſeinen Sitzen,

oder eilte an dem guten Manne vorüber, ſo daß Sancho zuletzt auf die Ehre des Wortes verzichtete und ſeinem Herrn und Meiſter das Feld überließ. Herr von Gagern machte indeß keine Anſtalt zu einem abermaligen Vortrag, nein, er ſammelte nur einige Deputirte um ſich und ſtieg wie Zeus umgeben von ſeinen Olympiern von der für die Fürſten und die auserleſenen Abgeordneten reſervirten Erhöhung hinab in die Reihen des patriotiſchen Volkes.

Es war ein impoſanter Anblick. Voran der edle Gagern, in der ganzen geſunden Fülle ſeiner irdiſchen Erhabenheit. Hinter ihm eine nicht weniger bemerkenswerthe Figur, einem Apollo ähnlich, der am Herunterkommen iſt — dem die ambroſiſchen Locken anfangen auszufallen, der aber noch immer Anmuth und Manneswürde verräth, in Gang und Geberde. Ich fragte den erſten beſten Nachbar, ob er den bedeutenden Herrn kenne. „Das iſt der Herr Müller!“ antwortete er mir mit beſonderem Nachdruck und ich muß mich ſchämen, ich hätte beinah gelacht.

Kann es ein größeres Unglück für Jemanden, der berühmt werden will — und von jedem ehrenwerthen Deputirten kann man doch gewiß erwarten, daß er wenigſtens in etwa den verwerflichen Durſt nach Ruhm beſitzt — kann es, ſage ich, etwas ſchlimmeres für einen ſolchen Ruhmdurſtigen geben,

als wenn er Müller heißt, wenn er gerade den Namen trägt, unter dem schon so viele ausgezeichnete Männer bekannt sind, daß man den einen oft nicht mehr von dem andern zu unterscheiden weiß und den Wald nicht mehr vor lauter Bäumen sieht? Müller! Müller! ein solcher Name ist entsetzlich; von der Geburt an, hat einem schon das Schicksal einen Strich durch die Rechnung gemacht! Giebt es nicht schon einen Johannes Müller, einen Wilhelm Müller, ja, sogar einen Wolfgang Müller?

Was sollen wir noch mit einem neuen Müller anfangen? Armer Herr Müller!

Außer Herrn Müller gewahrte man indeß auch noch einen dritten Versammelten, der es für seine Pflicht hielt, sich zu den übrigen Gästen herabzulassen. Es war dies der stille Dulder, es war dies der Mann, der achtzehn Jahre lang für die deutsche Freiheit „gedarbet“ hat, es war derselbe Mann, dem die Republik nur über den Leib, über die Leiche geht und der so sehr von der glorreichen Zukunft Deutschland's überzeugt ist, daß er schon jetzt die Kaperprämien für unsre zukünftigen Admiräle bestimmt haben will — es war mit einem Worte niemand anders als der Hiob der National-Versammlung, es war der herrliche Dulder Jacobus Venedey.

Jens, Müller und Hiob ſchritten von Tiſch zu Tiſch und es verſtand ſich von ſelbſt, daß alle Kehlen jubelten und alle Römer klirrten.

Heiterkeit thronte auf Kronions Stirn. Er hatte die Donnerkeile ſeiner Rede in die Taſchen des ſchwarzen Fracks geſteckt und ſpielte nur leicht mit dem unſchädlichen Wetterleuchten ſeines unerforſchlichen Geiſtes. Müller ſuchte ſeinem Gotte durch eine freundlich-würdige Gelaſſenheit den rechten Hintergrund zu geben; er war gewiſſermaßen die ſchöne Abendwolke, auf der die Blitze ſeines Meiſters hin- und herzuckten. Hiob, mit einem ſchmerzlich-ſüßen Lächeln ſäuſelte hinter den Beiden her wie ein milder Weſtwind. Gern wäre ich den Dreien mit dem Auge gefolgt, um zuzuſchauen, wie ſie ſchwatzend, nickend und händeſchüttelnd von Tiſch zu Tiſch zogen; aber ſie verſchwanden bald im Gewühle und ich verfügte mich daher zurück an meinen Platz. — Es freute mich nicht wenig, dort meine alten Tafelgenoſſen, den Oeſterreicher und den Preußen wiederzufinden. Der Letztere war ſo eben, nach unſäglichen Anſtrengungen, mit ſeiner Torte eingetroffen und der Schwarz-weiße und der Schwarz-roth-goldne ſchickte ſich auch ſofort an, ihre Beute in vollkommener deutſcher Einigkeit zu theilen.

Polen wurde nicht gewiſſenhafter getheilt als dieſe Torte. Man bot mir natürlich ſofort an, daß ich die Rolle Rußland's bei der Theilung übernehmen und der Dritte in dem ſchönen Bunde ſei ſolle. Ich verweigerte dies aber, mehr aus innerlichen als aus politiſchen Gründen, indem ich verſicherte, daß mir die Geſchichte zu ſchwer im Magen liegen dürfte.

Da hinten, ſetzte ich hinzu, befindet ſich aber ein Mann, der mich gerne remplaziren wird. Er iſt ein Weſtphale und deshalb nicht viel beſſer als ein Koſacke. Der Mann liebt die Torten über Alles. Sollen wir ihn nicht einladen? „Allerdings!“ rief der Preuße und: „Ich halte es ſogar für ſehr nöthig, ihn hinzuzuziehen!“ bemerkte der Oeſterreicher. Da erhob ich mich, um meinen hungrigen Cerberus herbeizuſchleifen. Aber ach, ich hatte kaum zwei Schritte gethan, da nahte unſer Freund ſchon ungerufen. Sein Kopf glühte von Wein, Zorn und Geſundheit; er bemerkte mich gar nicht, denn ſteif war ſein Auge auf die Torte gerichtet. Mit einem ſchmunzelnden Lächeln ſchmiegte ſich der weſtphäliſche Ruſſe zwiſchen Oeſterreicher und Preuße; ich winkte ſofort, daß dies der rechte Mann ſei und keine Minute verſtrich, da waren ſie auch ſchon am Freſſen nach Herzensluſt, alle drei, und die hübſchen Verzierungen des armen Kuchens brachen kniſternd zuſammen.

Als ich aber die drei so glücklich essen sah und als mir bei der Torte, Gott weiß wie, plötzlich das arme Polen in den Sinn kam, da fing es an, mir in den Adern zu sieden und zu kochen. Hat denn der allmächtige Bäcker, der große Schöpfer, diese hübsche Torte, dieses schöne Polen nur deshalb geschaffen, damit ihr mit Gabeln und Messern, mit Kartätschen und Shrapnell's darüber herfallen sollt, um Alles ineinander zu schlagen und um es für ewig zu vertilgen? Mein Herz pochte rascher. Und als der vielfräßig-absolutistische, der westphälische Russe und als der konstitutionelle Preuße und der etwas demokratischere Oesterreicher sich nun erhoben, um wieder auf irgend eine Dummerei anzustoßen — da griff ich nach meinem Glase und: Es lebe die Republik! rief ich, daß es bis hinauf unter die Decke des Würzenich klang —

Ich hatte nicht mehr die Zeit, um nach dem Eindruck zu sehen, den mein unerhörter Frevel auf die Theiler der Torte hervorbringen mußte, denn in demselben Augenblick, wo ich mit der Rechten den Römer erhob und wo das verhängnißvolle Wort meinen Lippen entfloh, fühlte ich meine nach hinten fahrende Linke von eiserner Faust gefaßt und entsetzt wandte ich mich um.

Jens Arenien, der große Gagern, stand vor mir.

Auf ſeiner Wanderung durch den Saal war er mit ſeinem Gefolge auch zu unſerm Tiſch gekommen — jawohl, Zeus hatte mich gefaßt mit eigner Fauſt. Kalt lief mir's über den Rücken. Jetzt geht's dir ſchlecht. Wie Jupiter der Erſte den Prometheus an den Kaukaſus ſchmieden ließ, damit ihm ein Geier die Leber ausbacke, ſo wird jetzt Jupiter der Zweite, der edle Gagern, dich an den Demkrahnen hängen, damit die dummen Konſtitutionellen ihre ſchlechten Witze über dich reißen! — Das war der erſte Gedanke, der mir durch den Kopf flog. Ja, baumeln wirſt du da oben, ſchon in aller Herrgotts Frühe und alle deine Feinde werden kommen und lachen über dich. Da wird der Herr Jukermann kommen und rufen: Seht, dort hängt der Kerl, der über meine Verſe geſpottet hat; und da wird Herr von Soiron herbeieilen und ſchreien: Seht, das iſt der Schurke, welcher ſagte: ich ſähe aus wie ein Kutſcher! und der Herr Venedey wird gelaufen kommen und jauchzen: Seht, das iſt die Läſterzunge, die mich einen Dulder und einen Hiob nannte! und der Herr Müller wird herzuſpringen und lamentiren: Seht, das iſt der Menſch, der nicht einmal meinen ehrlichen Namen zufrieden laſſen konnte! und ſo werden ſie alle miteinander erſcheinen und ſticheln und ſpötteln und werden mir ſogar noch die Weiber unter die

Augen setzen, damit ich sie immer sehe, ohne sie je lassen zu können — daß Gott erbarm!

Doch erst dann wird es mir gelb und grün werden vor den Augen, ja erst dann wird mir der Angstschweiß ausbrechen aus allen Poren und erst dann werde ich wünschen, daß ich in dem Mittelpunkt der Erde säße, sicher und verborgen wie ein antediluvianischer Hamster: wenn nun endlich der schlimmste meiner Ankläger erscheint, wenn „sperenflirrend, schnurrbartkräuselnd“ ein junger, elegantgekleideter Herr auf mich losschreitet, ja, wenn derselbe Fremdling naht, der am Morgen des Domfestes die verhängnißvolle Zeitung kaufte, um sie so rasch auseinander zu falten, um sie so erschrecken mit dem Blick zu durchfliegen — denn zornig werden seine Augen funkeln, und mahnend wird er seine weiße aristokratische Hand erheben, und Wehe! wird er ausrufen, Wehe über diesen profanen Scribenten, der alle preußischen Junker, ja, der den ganzen deutschen Adel verhöhnt hat, indem er auch, so treu mein Leben schilderte, ja, indem er das Leben und die Thaten beschrieb: „des berühmten Ritters Schnappahnski! — —“

So blitzte es mir durch den Schädel und noch immer hielt mich Gagerns Hand gefaßt; und wie ich jeden Augenblick erwartete, daß er Tod und Ver-

dammniß auf mich herabdonnern würde und in furchtbarer Spannung, weder ſitzend noch ſtehend, abermals zu ihm emporſchaute, da wäre ich faſt von dem zweiten Schrecken mehr gepackt worden als von dem erſten, denn ſieh, das Antlitz des großen Mannes, welches mir aber noch voll ſchrecklicher Wolken erſchien, es ſchaute mit den Ausdruck der freudigſten Zufriedenheit auf mich herab; nicht zum Hängen, nein, zum Gruße hielt mich der Donnerer gefaßt und es war kein Zweifel mehr, er hatte meinen republikaniſchen Ruf für einen höchſt konſtitutionellen gehalten und ja, beim Teufel, ehe ich mich's verſah, wurde ich mit hineingeriſſen in das fatale Gewoge, ſo daß ich bald den Weſtphalen, den Oeſterreicher und den Preußen ſammt ihren Tortenreſten aus dem Auge verlor und endlich von Gagerns Hand befreit, mit hinweggeſchwemmt wurde von der ſchwarz-roth-goldnen Sündfluth, über Tiſche und Bänke, bis daß ich endlich an der andern Seite des Saales, auf die Schwelle der Thür gerieth, und von der Schwelle auf die Treppe und von der Treppe auf die Straße — Alaaf Köln! und vorüber war das Feſt des Gürzenich.

Ja, vorüber war die große kölniſche Domfarce, bei der all' die hohen Herrn, mit den ſchönſten Phraſen im Munde, aber den Groll im Herzen,

unter dem Jubel des thörichten Volkes all' die feinen Pläne ersannen, welche bald in den standrechtlichen Erschießungen Wiens, in der Octroyirung der preußischen und österreichischen Verfassung und in dem Lächerlichwerden der frankfurter Versammlung so treffliche Früchte tragen sollten.

Ja, vorüber war dies Fest des widerlichsten Kokettirens mit dem dummen souveränen Michel und wir würden vielleicht noch darüber lachen, wenn uns durch den schimmernden Hansen dieser „volksfreundlichen" Fürsten, dieser feilen Knechte und dieser bezahlten Volksrepräsentanten nicht die kugelzerrissenen Leichen der Proletarier von Paris, von Wien und Berlin angrinsten, wenn durch dieses Gewirr der heuchlerischsten Versicherungen, der schamlosesten Lügen, nicht die Sterbeseufzer der zertretenen Polen, der Hülferuf der gefolterten Ungarn, und der Racheschrei der verwüsteten Lombardei, zu uns herübertönten, wenn nicht das blutige Haupt eines Robert Blum vor unsre Füße rollte — doch genug! der Humor ist versiegt; das Buch ist zu Ende.

Nachſpiel.

Aber was wurde aus Schnappbahnski? Lebt er, oder iſt er todt?

Schnappbahnski lebt und nimmer wird er ſterben. Mein Schnappbahnski iſt unſterblich!

Neuer Verlag

von

Hoffmann & Campe in Hamburg

aus den Jahren 1848 und 1849.

	Thlr.	Sgr.
Bauer, Edgar, die Parteien. Politische Revue. In zwanglosen Heften. 16 Heft 1849	—	10
— — — — 38 und 38 Heft	—	20
Baumeister, H., Vorschläge zu einigen Grundzügen der Hamburgischen Verfassung	—	10
Bekenntnisse eines preußischen Offiziers	—	10
Bode, H., Madonna. Schauspiel in 3 Aufzügen	1	—
Bücher, Sibyllinische, aus Oestreich. 2 Bde	3	—
Daumer, G. F., Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
Enthüllungen aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Von einem Mitgliede der Linken des aufgelösten österreichischen Reichstages	1	15
Fischer, Ferd., Republik und Socialismus, oder Blicke auf Preußens Zustände	1	—
Gliha, F., das tausendjährige Reich. Gedicht. 2. Aufl.	—	5
Gottschall, R., Wiener Immortellen. Sechs Gedichte.	—	7½
— — Gedichte	1	15
Heine, H., Buch der Lieder. 7. Aufl.	1	15
— — Reisebilder. 1r Bdl. 4. Aufl.	1	20
— — Der Salon. 1r Bdl. 2. Aufl.	1	20
Janinski, E., zur Würdigung der Zustände im Großherzogthum Posen	—	5
Kapp, E., der constituirte Despotismus und die constitutionelle Freiheit	—	10
König, G. F., die preußischen Monarchisten	—	7½
— — Democratie in Staat und Kirche	—	10
— — Die Verfassungen der Hannöverschen Städte und Flecken. — Die Rechtlosen in Niedersachsen und Westphalen. — Urtheil der Juristenfacultät in Göttingen	—	15
— — Die Geschworenen und das öffentlich-mündliche Rechtsverfahren	—	7½

	Thlr.	Sgr.
Kriegs-Lieder aus Schleswig-Holstein	—	7½
Landwehrsystem, Neues. 2. Aufl.	—	10
Maltitz, G. A. Freiherr von, Fürst. Minister und Bürger, oder das Pasquill. 2. Aufl.	—	24
Martens, G. L., Tagebuch eines Freiwilligen des von der Tann'schen Corps. Mit 4 Plänen und v. d. Tann's Portrait. (In Commission.)	1	10
Mutterſorgen und Mutterfreuden. Worte der Liebe und des Ernſtes über Kindbettpflege	1	—
Phantaſie, eine preußiſche	—	7½
Prinzhauſen, Friedr., der Scheinkrieg mit Dänemark im Jahre 1848. Ein Zeitbild	1	15
Rauzan-Breitenburg, Kuno Graf zu, des teutſchen Reiches Einheit an Haupt und Gliedern	—	7½
Reich, das deutſche. Ein Ideen-Entwurf für jetzt und künftig	—	7½
Reiſinger, Dr., Politiſche Bilder aus Ungarns Neuzeit.	—	15
Republik oder Monarchie? Beantwortet durch Thomas Paine's „geſunder Menſchenverſtand" und „Menſchenrechte".	—	10
Revolution, die deutſche, die Nationalverſammlung und die Fürſten	—	10
Schirmer, A., Politiſches Maibüchlein. Ein Tendenzroman in Verſen	—	10
Steinert, J., Kreihandel und Schutzzölle	—	5
Strobtmann, A., Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning Maria	—	7½
Szarvady, Auf! Deutſchland	—	5
Teleki, Graf Ladislaus, die Ruſſiſche Intervention in Ungarn, nebſt diplomatiſchen Aktenſtücken	—	7½
Wahrheit, der, nach eine Gaſſe, dem Frieden eine Bahn. Mai 1849	—	7½
Wahrheiten, Politiſche, im Gewande der Dichtung	—	5
Wiebke, Syſtem einer Befeſtigung in unabhängigen Werken. Mit 3 Bogen Plänen	—	10